

BULETINUL ȘTIINȚIFIC AL UNIVERSITĂȚII TEHNICE DE CONSTRUCȚII BUCUREȘTI



Universitatea Tehnică de Construcții București
Departamentul de limbi străine
și comunicare



SERIA:

LIMBI STRĂINE ȘI COMUNICARE

Volumul IX Nr. 2/2016

COLEGIUL DE REDACȚIE

Redactor șef

Zoia MANOLESCU, Universitatea Tehnică de Construcții București / Arizona State University

Redactor coordonator

Carmen ARDELEAN, Universitatea Tehnică de Construcții București

Consiliul științific

Cecilia CONDEI, Universitatea din Craiova

Bernard DARBORD, Université Paris Ouest Nanterre La Défense

Tsvetelina HARAKCHIYSKA, Universitatea „Angel Kanchev” din Ruse

Wojciech KLEPUSZEWSKI, Politechnika Koszalińska

Manuel MOREIRA DA SILVA, Instituto Superior de Contabilidade e Administração do Porto

Felix NICOLAU, Universitatea Tehnică de Construcții București, membru al Uniunii Scriitorilor din România

Ileana Alexandra ORLICH, Arizona State University

Alexandra ODDO, Université Paris Ouest Nanterre La Défense

Jean PEETERS, Université de Bretagne-Sud

Angela SOLCAN, Universitatea Pedagogică de Stat „Ion Creangă”

Redactori executivi permanenți

Mălina GURGU

Marina-Cristiana ROTARU

Mirel ANGHEL

Tehnoredactare, design și copertă

Mălina GURGU

ISSN 2537 - 5040

ISSN-L 2068 - 8202

REDAȚIA

Bd. Lacul Tei 124

020396 București, România

Tel. +40 21 242 54 32

Fax +40 21 242 07 81

e-mail: lsc@utcb.ro

**BULETINUL ȘTIINȚIFIC AL UNIVERSITĂȚII
TEHNICE DE CONSTRUCȚII BUCUREȘTI**

Seria:

**Limbi străine și
comunicare**

Vol. IX

Nr. 2/2016

**ISSN 2537 - 5040
ISSN-L 2068 - 8202**

CONSPRESS



BUCUREȘTI

With respect to documents available in this journal neither UTCB nor any of its employees make any warranty, express or implied, or assume any legal liability or responsibility for the accuracy, completeness, or usefulness of any information, apparatus, product, or process disclosed. It should be clear that the views expressed in the present scientific journal belong to the contributors. Each contributor is responsible for the data, opinions and statements appearing in their contribution.

Reference herein to any specific commercial products, process, or service by trade name, trademark, manufacturer, or otherwise, does not necessarily constitute or imply its endorsement, recommendation, or favouring by the UTCB or by any of its employees.

CUPRINS – CONTENTS

STUDII - STUDIES

Margarete WAGNER

Ungarische Zigeunermusik und Zigeunermusikanten bei Carl Isidor Beck (Hungarian gypsy music and musicians in the works of Carl Isidor Beck) 7

Alexander HARTL

Graphomanie und Schriftraum in Gogol's *Zapiski sumasšedšego* (Graphomania and writing space in Gogol's *Zapiski sumasšedšego*)..... 24

Mary Lee BEHAR

Multiculturalism in Los Angeles, California 43

Mary Lee BEHAR

Localization of a Robbins Brothers website 53

Georgiana Andreea VLĂDUȘEL

Website localisation – a case study 59

Andreea-Mădălina NICA

Stereotypes - labels and stamps 70

Anamaria SASU

The cultural iceberg and other cultural models 79

Mălina GURGU

Considérations sur le changement de formule rédactionnelle chez *Science & Vie*. (Considerations on the changes of the *Science & Vie* formula) 88

STUDII – STUDIES

UNGARISCHE ZIGEUNERMUSIK UND ZIGEUNERMUSIKANTEN BEI CARL ISIDOR BECK

(HUNGARIAN GYPSY MUSIC AND MUSICIANS IN THE WORKS OF CARL ISIDOR BECK)

Margarete WAGNER

Abstract Carl Isidor Beck was a Hungarian-born poet of the Vormärz period who focused in his literary work on social criticism as well as on political reflections. Due to his Jewish background he often depicted in his literary work outcasts, like Hungarian Roma and their music. Inspired by this topic, which was already extensively employed by Nikolaus Lenau, a poet Beck highly admired, he revisited Roma music not only in a merely instrumental manner, but also in political, social and philosophical approaches.

Keywords: *German literature, Vormärz, Roma music, social criticism, mid-19th century*

Einleitung

Im Folgenden¹ wird von Begriffen wie Zigeunermusik, Musikzigeunern bzw. Zigeunermusikern und Zigeunermotiv die Rede sein, weil weder in der österreichischen Literatur der Biedermeierzeit und des Vormärz zwischen Roma und Sinti unterschieden wurde, noch die vielfach literarhistorisch-retrospektiv ausgerichtete Motivforschung derzeit von einem Roma- und Sinti-Motiv spricht.

1. Das Zigeunermotiv in der Literaturwissenschaft

Das Zigeunermotiv selbst stand immer schon in Verbindung mit Musik, die Romantiker jedoch erhoben die Musik zum Paradigma der Zigeunerkunst schlechthin (Brittnacher, 2012: 282). In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts trat allerdings das Zigeunermotiv im deutschen Sprachraum etwas zurück, erlebte jedoch in der österreichischen Literatur der Biedermeierzeit einen Aufschwung, und zwar meist in gereimten Texten und in Gestalt ungarischer Musikzigeuner. Hauptgründe waren, dass Ungarn zu den habsburgischen Erbländern zählte, dass die Biedermeierzeit – in Verbindung mit der ungarischen Nationalbewegung – von einer Welle der Ungarnbegeisterung geprägt war, die auch Eingang in die Literatur fand (Kugler, 2004: 220), dass viele in Ungarn geborene, aber auf Deutsch schreibende Autoren die Verhältnisse in ihrem Heimatland Ungarn zum Stoff ihrer Dichtungen machten

¹ Teile dieses Beitrags finden sich – unter einem größeren Zusammenhang betrachtet – bei Wagner 316-324.

und dass sie selbst letztlich im Gesamtverband des Österreichischen Kaiserreiches nicht nur als ungarische, sondern auch als österreichische Dichter bezeichnet werden können. In der österreichischen Biedermeier-Lyrik fand das Motiv des Musikzigeuners, der alleine oder gemeinsam mit seiner Zigeunerkapelle – auch Zigeunerbande genannt – von Ort zu Ort zieht, seine ganz spezielle Ausformung. Dank Nikolaus Lenau (1802-1850) Lyrik erfuhr die Zigeunermusik eine unverwechselbare Vertiefung und Akzentuierung, wodurch nicht nur Franz Liszt (1811-1886), sondern auch der Vormärzdichter Carl Isidor Beck (1817-1879) maßgeblich beeinflusst wurde.

2. Die ‚Zigeunermusik‘ in der Musikwissenschaft

Anders als die Dichter und die Literaturwissenschaft spricht die Musikwissenschaft nicht von Zigeuner- oder Roma-Musik, sondern von verschiedenen Musikstilen, mit denen sich einzelne Roma-Gruppen identifizieren. Bei der von Beck beschriebenen Zigeunermusik handelt es sich um von ungarischen Roma vorgetragene Instrumentalmusik, die sehr stark identitätstragend ist. Sie entspricht dem ethnic-mainstream und basiert auf der sogenannten creative ethnicity, der Fähigkeit, umgebende Einflüsse aus dem Umfeld aufzugreifen, zu verarbeiten und in die eigene Kultur zu integrieren. Aus dieser Verbindung von Musik des Mehrheitsvolkes mit eigenen Traditionen entstanden verschiedene Musikstile, die von außen als sogenannte Zigeunermusik wahrgenommen werden. Manche dieser Stile sind stark von den klischeehaften Außenbildern geprägt, die das Mehrheitsvolk mit den Zigeunern verbindet. Aus der Rezeption durch das Mehrheitsvolk sowie dem Erfolg und der Popularität dieser Stile entstand schließlich ein mainstream-Effekt. (HemetekA, HemetekB) Die alte Vokaltradition dagegen wird in Becks Gedichten nie behandelt. Bei der ungarischen Zigeunermusik kommen meist Violine, Bratsche, Klarinette, Zymbal und Kontrabass zum Einsatz, so wie das im 19. Jahrhundert bei der volkstümlichen ungarischen Musik üblich war.

3. János Biharis Vorbildwirkung

Großes Vorbild und weithin im damaligen Kaiserstaat Österreich bekannt war der Zigeunerprímás János Bihari (1764-1824), der ganz wesentlich die ungarische Zigeunermusik mitgeprägt und durch sein Wirken das Musikzigeunertum gesellschaftlich aufgewertet hat. Er war sowohl Virtuose als auch Komponist und spielte bei seinen Auftritten nicht nur bekannte Melodien, sondern variierte, fantasierte und improvisierte auch neue (HaidA) und schuf – basierend auf einem vorgefertigten Modell, also keineswegs spontan, wie

von den Dichtern der Romantik intendiert,² aber immerhin ohne Noten lesen und schreiben zu können – auch eigene Kompositionen für den biedermeierlichen Unterhaltungssektor. Bihari war das österreichisch-ungarische Pendant zu dem Modellvirtuosen Nikoló Paganini (1782-1840) und wirkte durch eine Mischung von Exotismus, außerordentlicher Naturbegabung, Volkstümlichkeit und Virtuosität wie ein überwältigendes Naturereignis (Bonis, SárosiA).

4. Zigeunermusik und Zigeunermusikanten bei Carl Isidor Beck

Der in Ungarn geborene Carl Isidor Beck war jüdischer Abstammung und als gesellschaftskritischer und politischer Dichter des Vormärz nicht nur von Ludwig Börne (1786-1837), sondern auch von Nikolaus Lenau beeinflusst, denn er fühlte sich wie dieser innerlich tief mit seiner ungarischen Heimat verbunden, obwohl man ihm in Ungarn selbst zum Vorwurf machte, dass er seine Heimat in deutscher Sprache besang. Wie von Lenau (Kinga, 2003: 21) ist auch von Beck bekannt, dass er gerne mit Zigeunern verkehrte und als halbes Kind in ein schönes Zigeunermädchen verliebt war, von dem er sich aber trennen musste, als die Eltern nach Pest übersiedelten (Thurnher, Fränkel, Wurzbach 1: 212ff.). So wundert es auch nicht, dass in seinen um die gesellschaftliche und politische Situation in Ungarn kreisenden Dichtungen des Öfteren das Motiv des ungarischen Zigeunermusikers auftaucht. Dabei griff er durchaus auf schon vorhandene Motivmodifikationen zurück, wie etwa auf die aus dem 18. Jahrhundert stammende, sentimentale Schwärmerei für unverbildete Naturvölker, deren sozialer Benachteiligung gegenüber er bereits eindeutig eine Haltung des Mitleids und der Mitverantwortung einnimmt, aber auch auf – mit dem Sturm und Drang in Verbindung stehende – Zuschreibungen heftiger Emotionen wie Eifersucht und Freiheitsliebe. Aus der von Maler Müller kreierten Figur der märchensingenden Zigeunerin (Müller, 1811: 243) entwickelte sich bei Clemens Brentano (1778-1842) und Nikolaus

² Die Vorstellung, dass der Entstehungsprozess bei Zigeunermusik – an eine bestimmte Situation gebunden – spontan erfolge, findet sich bereits in Clemens Brentanos Erzählung *Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter* (1817): Der Zigeunermusiker Michaly weigert sich, ein von ihm gespieltes „altes zigeunerisches Schlachtlied“ dem davon überaus begeisterten dichtenden Hofmeister Lindpeindler aus Wien – offensichtlich ein Alter Ego Brentanos hinsichtlich des Sammelns volkstümlicher Lieder – „in die Feder [zu] diktieren[.][sic!] Nimmermehr! sagte der Zigeuner, ‚so was diktirt [sic!] sich nicht, ich wüßte es auch jetzt nicht mehr und wenn Sie mir den Hals abschnitten; wenn ich einmal wieder eine schöne Jungfer betrübt habe, wird es mir auch wieder einfallen“ (Brentano 19/IV: 276, Zeile 18-22). Ob sich aber die Spontanität von Michalys Einfall auf den Text oder die Musik bezieht, bleibt im Grunde offen, obwohl die Anspielung auf Brentanos eigene Lieder-Sammelwut durchaus eine spontane Textgenese intendiert (Oesterle 98).

Lenau die Rolle der Zigeuner als Traditionsvermittler und -bewahrer, die Beck seinerseits zur Vermittlerfunktion ungarischen Heimatgefühls umfunktionierte, während er für den bei Goethe auftauchenden Aspekt des Magisch-Zauberischen keine Verwendung fand. Dagegen machte er sich durchaus die romantische Position zu Eigen, die Zigeuner als geheimnisvolle Outsider darzustellen – allerdings unter Vernachlässigung des Märchenhaften. Außerdem widerstreben die Beck'schen Zigeuner nun nicht mehr – wie in den Vorstellungen der Romantiker – generell allen Maßstäben von Gesetz und Ordnung (Frenzel, 2008: 829-854), sondern folgen lediglich anderen und eigenen Traditionen und Vorstellungen. Beck gestaltet somit das Zigeunermotiv nicht nur nach alten Mustern, sondern durchaus auch neu, etwa wenn er beispielsweise für die Zigeunermusik eher ungewöhnliche Musikinstrumente benennt. Allerdings entstanden die meisten seiner Zigeuner-Gedichte nach seiner ersten, höchst innovativen Phase in Leipzig, in der er die theoretischen Forderungen der Jungdeutschen in der Lyrik verwirklicht und Zeitlyrik im Übergang zur politischen Lyrik geschaffen hatte, wovon er aber bereits mit seiner 1838 publizierten Versdichtung *Der fahrende Poet* allmählich wieder abgerückt war (Thiel, 1938: 31f., 43).

4.1 Dudelsack und Klingenspiel

Ungewöhnlich im Kontext literarisch thematisierter Zigeunermusik erscheint Becks Erwähnung des Dudelsacks im *Fahrenden Poeten*. Die Stelle: „Es stöhnt der Dudelsack, das Zymbal schallt“ (Poet 30) verweist auf einen Zusammenklang beider Instrumente bei einer in der Schenke gespielten, die Sinne aufpeitschenden, von Zigeunern gespielten Tanzmusik. Und auch in der 1839 (Thiel, 1938: 23) entstandenen Verserzählung *Der Zigeunerkönig* aus der 1840 publizierten Sammlung *Stille Lieder* (Stille 69-86) wird neben Zymbal, Geige und Klingenspiel erneut der Dudelsack als Instrument genannt (Stille 69), doch die Zigeunermusik dient hier lediglich der atmosphärisch-akustischen Schilderung eines Zigeunerlagers, welche die Erzählung von einer – alle Bedenken und Hindernisse überwindenden – leidenschaftlichen ‚Zigeunerliebe‘ einleitet. Tatsächlich galt der Dudelsack seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bereits mehr als Instrument der ungarischen Hirten, und weniger als das der Zigeuner, weil die Tanzmusik eines Dudelsacks so raumfüllend und durchdringend ist und zudem mehrere Dudelsäcke rein technisch nur sehr schwer aufeinander abzustimmen sind (Meer, HaidtB, Hardt, Balassa/Ortutay 477f.), dass für den Vortrag in Schenken für gewöhnlich ein einziger Spieler genügte. So wurde bei Tanzmusikvorführungen die Sackpfeife erst zum Soloinstrument und dann allmählich von Zitherspielern und Zigeunerkapellen

abgelöst. Laut Emerich von Vahots Erklärung kam der Dudelsack auch wegen des sozialen Zusammenhalts innerhalb der Gruppen für Zigeunermusiker als Soloinstrument weniger in Betracht, weil das gemeinsame Musizieren in Kapellen mehreren Spielern die Möglichkeit bot, mit ihren Auftritten ihre Familien zu ernähren (Vahot, 1854: 114). Andererseits darf jedoch nicht außer Acht gelassen werden, dass – gesamteuropäisch betrachtet – dudelsackspielende Zigeunermusiker nicht nur literarisch, sondern auch historisch sowie durch Bildmaterial mehrfach belegt sind.³

Was dagegen unter einem Klingelspiel zu verstehen ist und zu welchem Zweck es verwendet wurde, lässt sich nicht mit Sicherheit klären. Fest steht lediglich, dass es sich dabei um ein Schüttelidiophon und um eine Stabrassel handelt (Hickmann, 1998: 74f.). Zum einen soll das Klingelspiel oder der Schellenstab auf das Sistrum, das im alten Ägypten nur von Frauen und in Rom beim Isis-Kult verwendet wurde (Riedl, 1962: 37f.) zurückgehen. Dabei handelt es sich um einen – bei den ungarischen Hirten zum Viehtreiben in Verwendung stehenden – Stock mit fünf metallenen Ringen, die klapperten bzw. rasselten oder „glinselten“, weswegen er im damaligen Westungarn auch „Glinselkolm“ oder „Glinselkulm“ genannt wurde (ebda 36ff.). Zum anderen kann damit auch der Schellenbaum gemeint sein, ein seit den Türkenkriegen in die jüngere europäische Militärmusik übernommenes Rassel- oder Klingelinstrument, dessen Glöckchen bei rhythmischen Gehbewegungen erklingen und damit akustisch das Marschieren akzentuieren. 1806 wurde der Schellenbaum von den k. und k. Regimentern übernommen und, da Roma sowohl in österreichischen als auch in osmanischen Heeren diente, ist eine Übernahme dieses Klanggeräts aus dem militärischen Bereich nicht völlig von der Hand zu weisen. In Becks *Zigeunerkönig* lehnt das Klingelspiel allerdings an einem Baum, während Geige, Zymbal und Dudelsack erklingen, es dient hier offenbar nicht als Ensembleinstrument, sondern wird als selbstständiges Klanggerät eingesetzt und findet – wie beim Militär – lediglich zur Untermalung von Fortbewegung und Auftritt Verwendung (Schachinger).

4.2 Das Zymbal als Symbol des Herzens

Das Zymbal, Cymbalom oder Cymbalom ist ein hauptsächlich im Pannonischen Raum vertretenes Saiteninstrument, ein mit Klöppeln geschlagenes Hackbrett, das vor allem in der ungarischen Volksmusik eine bedeutende Rolle spielt (HaidC, Leopold 2460f., Leach). Das typische Zymbal-Trio besteht aus dem Zusammenklang von Violine und Kontrabass. Marianka, die von ihrem

³ Beispielsweise bei Steube 176 und Kaiser 48.

gräflichen Vater ghasste und offensichtlich vor ihm zu den Zigeunern geflohene, keineswegs entführte⁴ braune Tochter, ist in Becks Verserzählung *Der Zigeunerkönig* ihrem Gebieter auf ‚Zigeunerweise‘, also in freier Liebe als Braut verbunden, wiewohl dieser leidenschaftlich um das Herz eines weißen Grafenkindes wirbt. Marianka schlägt – wie die Geliebte des alten Geigers in Johann Nepomuk Vogls (1802-1866) Zigeunerlied *An einen alten Zigeuner* (Vogl, 1844: 68ff.) – das Zymbal. Das Neuartige an Vogls ein Jahr zuvor (1839) erstmals erschienenem Gedicht war die Erwähnung einer musikausübenden Zigeunerfrau, denn für gewöhnlich ist in der Lyrik der Biedermeierzeit nur von musizierenden Männern die Rede, obwohl es tatsächlich auch bedeutende Zigeunermusikerinnen gegeben hat, wie etwa die Geigerin und Komponistin Panna Czinka (1711–1772), die sogar vor Maria Theresia aufgetreten sein soll (Ševčíková, SárosiB 28, Balassa/Ortutay 485, Anzeigen 14-16).

Bei Becks Marianka sind Leib und Seele über die Musik verbunden, ihr Saitenspiel symbolisiert die Treue, Stärke und Heftigkeit ihrer bedingungslosen Liebe (Sproll, 2012: 359), wobei der unruhige Rhythmus des Klöppelschlags auf das Hackbrett den Schlag ihres liebenden Herzens symbolisiert, wodurch die von ihr produzierte Musik zur romantischen Spontan- und Seelenmusik geadelt wird, da sich in ihrem Spiel ihre Gefühle jenseits der Sprache abstrakt artikulieren (Lubkoll, 2012: 236):

Die braune Braut, der laut das Herz
Vom Hammerschlag der Liebe zittert,
Sie trägt das Hämmerlein von Erz,
Das auf dem Zymbal ungewittert. (Stille Lieder 70)

4.3 Die Zither als Heimatersatz des Zigeuners

Bei Beck findet sowohl das Zymbal als auch die Zither Erwähnung. Bei beiden handelt es sich um Saiteninstrumente, wobei das Zymbal zu den sogenannten Kastenzithern und – aufgrund des Anschlags mit einem Hämmerchen zu den Schlaginstrumenten zählt (Leach, Leopold). Die Zither dagegen ist ein Zupfinstrument, dessen Saiten mit den Fingern oder einem Plektron (Benton) – bei Beck mit einem Eisengriffel – angerissen werden (HaidD). Obwohl bei der von Roma gespielten ungarischen Volks- und Tanzmusik durchaus auch Zithern gebräuchlich sind, finden sie literarisch eher selten Erwähnung. Die Versdichtung *Der fahrende Poet* besteht aus vier Gesängen, die aus Sonetten

⁴ Bogdals Interpretationsversuch dieser im Volkston gehaltenen Ballade scheint von einigen Missverständnissen geprägt zu sein (Bogdal 237).

zusammengesetzt sind. Es handelt sich dabei um versifizierte Reiseliteratur, in der Beck sich – als einer der frühesten Dichter des Proletariats – von seinem politischen Credo bereits abzulösen begann. Der erste Gesang, *Ungarn* (Poet 5-54), hat die Form eines kritischen Schreibens an Ungarn und über die Zustände in seiner Heimat. Von der „nächtige[n] Zigeunerbande“ verlangt der ruhelos sich auf Wanderschaft befindende Poet eine kriegerische Weise, einen „wilde[n] Tanz, ein vaterländisch Lied“ (Poet 26).

Ach, der Nomade baut sein schwankes Zelt,
Und bricht es ab, wenn rings die Weide leer;
Er trägt es fort bis an das blaue Meer,
Es ist sein Vaterhaus und seine Welt [...]. (Poet 28)

Dieser Sichtweise zufolge hat der Zigeuner kein Geschichtsbewusstsein und keine reale Heimat, er folgt seinen eigenen Gesetzen und Traditionen und ist daher der sozialen Härte des Lebens besonders schutzlos preisgegeben, ein Umstand, den das sozial engagierte lyrische Ich beklagt. Für den Zigeunerkünstler ist die Musik die ideale Heimat, und so ist er überall zu Hause, denn in der Zithermusik symbolisiert sie für ihn eine harmonische Weltordnung (Sproll, 2012: 359), die auch ihm letztlich einen Platz zuweist:

Die Cither ist Dein trautes Vaterland,
Das Du bebaust mit sonnverbrannter Hand,
Das Dir geduldig Brot und Quellen trägt,
Ob's auch Dein scharfer Eisengriffel schlägt.
So trägst Du fort durch Nebelnacht und Wind,
Der müden Schnecke gleich, Dein tönend Haus [...].
(Poet 28).

Daher ist ihm auch die Verzweiflung des fern der Heimat weilenden Poeten fremd, aber dennoch soll er ihm ungarische „Heimathslieder“ voll schneidend antithetischem Gefühlsgehalt vorspielen:

O Heimathslieder, lustberauschend, mild, –
Und traurig wie ein regnerischer Tag!
So hell, – wie hochzeitliches Festgeläute,
So dumpf, – wie Leid und Lied betrogner Bräute!
Wer euch vernimmt, der weiß im Rausche nicht,
Ob er sich Rosen oder Dornen bricht:
Man möchte jauchzen, wie der Vogel frei,
Und möchte weinen, wie ein Kind dabei. (Fahrender Poet 29)

Beck zeigt den Zigeunermusiker hier nicht als Vermittler der Tradition, sondern seiner ungarischen Heimat und modifiziert damit offensichtlich sein Vorbild Lenau, denn sein Anliegen ist mehr die entgrenzende Wirkung der von Zigeunern gespielten ungarischen Nationalmusik, die das Innerste des Zuhörers sehnsuchtsvoll bis zur Zerreißprobe aufwühlt, und nicht so sehr die Zigeunermusik wie bei Lenau. Bei diesem ist es nämlich deren Musik, die mit dem übergangslosen Wechsel von Dur in Moll, ihren emotional aufpeitschenden, doppelcodierten, ambivalenten Klangfarben und mitreißenden Rhythmen das Innere der Zuhörer in einen Abgrund einander widersprechender Gefühle stürzt (Brittnacher, 2012: 288f.), die ihn den Boden unter den Füßen und die Konturen des eigenen Selbst verlieren lassen, wenn er gleichsam in einem Atemzug von Frohlocken und Klagen, Schwermut und Kühnheit überwältigt wird. Damit entspricht Becks Auffassung von der Musik der Roma annäherungsweise derjenigen der modernen Musikforschung.

4.4 Die Geige als Geliebte des Zigeunermusikers

Becks balladeskes Gedicht *Der ungarische Geiger* war zunächst ohne Titel im Konnex seines erfolgreichen, 1841 erschienenen sozialkritischen Versromans *Jankó, der ungarische Roßhirt* erschienen (Jankó 29-31), woraus übrigens Lenau Inspirationen für die Fortsetzung seines *Mischka*-Zyklus schöpfte (Lenau, 2: 675). 1846 publizierte Beck die Ballade dann – mit Überschrift versehen – erneut, und zwar in einem anderen Kontext, in den sozial engagierten, zum Klassenkampf aufrufenden *Liedern vom armen Mann* (Armer 275-278). Die Geige – respektive Fidel oder Violine (GlüxamB, Drescher) – wird im Zusammenhang mit Zigeunermusik am häufigsten erwähnt, denn sie war bei den Zigeunerkapellen das wichtigste Instrument und wurde in der Hand des Primgeigers, des Zigeunerprimás, zum Symbol des Zigeunermusikanten schlechthin (SárosiB 26, Kugler 221), zumal „Tanz- und Musikveranstaltungen schon seit der Frühen Neuzeit eine wichtige Bedeutung [im] gesellschaftlichen Leben Ungarns“ (Kugler, 2004: 221, Tallián/Flotzinger, 2006: 2482f.) hatten. Seit dem Mittelalter war dieses Streichinstrument mit der Vorstellung des Todes als einem zum Tanz aufspielenden Spielmann verbunden, seit der Romantik steht sie für ein mit dem Leben unvereinbares Ideal der Musik als Kunstreligion und für ein antibürgerliches Künstlertum, das durch die magischen Kräfte seines Spiels im Rezipienten die „Utopie eine[s] rauschhaften, von gesellschaftlichen Konventionen nicht eingeschränkten“ (Ammon, 2012) Lebens wachruft, das sich aber letztlich als nicht lebbar herausstellt. Beck schildert den ungarischen Geiger als verfemten Außenseiter der Gesellschaft:

„Scharzer Hund mit Zottelhaaren,“
Ruft der Erste, „geige milder!“
„Noten werbender Hußaren,“
Ruft der Zweite, „geige wilder!“
„Tusch und Ständchen! Meine Braune,“
Ruft der Dritte, „ging zu Bette!“
Rufen andre, „Weine, raune
Wie der Pfarrer in der Mette!“ (Poet 275)

Neu an diesem Gedicht ist, dass der Musiker nun nicht mehr diffamierend als Zigeuner, sondern national egalisiert als ‚ungarischer Geiger‘ bezeichnet wird, der allerdings in der Schenke von zahlreichen, einander widersprechenden und in beleidigendem Ton vorgetragenen Publikumswünschen überhäuft wird. Er lebt in beständiger Furcht, dass sein Instrument bei grober, gegen ihn gerichteter Gewaltanwendung leidet, denn er ist gewissermaßen mit seiner Violine verheiratet, sie ist das Einzig-Ideale in seinem Leben, daher tut er alles, um sie fürsorglich vor Schaden zu bewahren.

Ist er doch von Gott gekettet
Ihr ein treugesinnter Gatte,
Nächtlich neben ihr gebettet
Auf verfaulter Binsenmatte.
Mit dem Mantel sie bedeckend
Halb verwittert, halb zerrissen,
Und sie hüllend und versteckend
In des Strohes warme Kissen. (Poet 276)

Auch dieser Geiger ist – wie etwa schon Lenaus *Mischka an der Marosch* (Lenau 2: 233-241) aus dem Jahre 1842 – nicht nur ein Musikausübender, sondern auch ein Komponist und – wie von den Dichtern der Romantik intendiert – aufgrund seiner Improvisationsgabe ein Naturgenie und Spontankünstler, denn „[w]enn in ihm ein Lied gereifet“, greift er in die Saiten seiner geliebten Geige und erweckt in ihr „das tiefentschlafne Leben / In der keuschen Brust“ (Poet 277). Beck – selbst jüdischer Abstammung – bezeichnet den Zigeunermusiker als „rührend[en.../...] braune[n] Barde[n]“ (Poet 278) und vergleicht ihn mit anderen fahrenden Außenseitern der Gesellschaft, dem Trödeljuden, der Gipsfiguren verkaufenden Römerin und dem sein tanzendes Murmeltier vorführenden Waisenknaben aus Savoyen, denn er möchte mit seinem Gedicht Mitleid und Verständnis für sozial Schwache und sprachlich

Diffamierte⁵ vermitteln und legt daher gezielt den Finger auf die Vorurteile und Ungerechtigkeiten seiner Zeit.

4.5 Die Verführungskraft der Geige im Verbunkos

Das haltlose, Illusionen auslösende ‚Als-ob‘ in den von Zigeunern gespielten Verbunkos klingt auch in Becks versifizierten Impressionen *Das Wachthaus* (Stille 89-91) aus den 1840 publizierten *Stillen Liedern* an.

Der Verbunkos war ein im 18. Jahrhundert entstandener, durch Roma vorgetragener und von Männern getanzter Werbertanz, der sich aber gegen Ende des Jahrhunderts schon von seiner ursprünglichen Funktion gelöst hatte und besonders von János Bihari popularisiert wurde (Szabolcsi 54-66, Awosusi/Maciejewski 13f., Mátray). Bereits 1826/27 hatte Lenau in seinem baladesken Gedicht *Die Werbung* (Lenau, 1: 69ff.) die mitreißende Wirkung des Verbunkos thematisiert. Für Beck aber war – anders als für Lenau – die Musik kein Hauptanliegen, daher wird bei ihm auch nicht auf die emotional aufpeitschenden, doppeltcodierten, ambivalenten Töne der Verbunkos eingegangen (Bogdal, 2011: 229), sondern mehr auf die in den Dienst einer „Inszenierung patriotischer Gesinnung“ (ebda 230) und kriegerisch-militärischer Männlichkeit (Kugler, 2004: 225-235) gestellte Wirkung, denn als politischem Dichter ging es ihm in erster Linie um eine sozialkritische Anklage der politischen Zustände im damaligen österreichischen Kaiserstaat. Das Gedicht setzt ein mit der Klage eines wacheschiebenden Infanteristen über sein elendes Los, er verflucht den Werber samt allem, was ihn in Versuchung führte, sich als Soldat anwerben zu lassen: Gold, Wein, Weib und Gesang, Letzterer in Form von – kriegerische Illusionen erweckender – Zigeunermusik:

Und du Zigeuner sei verdammt,
Du geigtest wild in schwarzer Nacht,
Daß meine Wangen aufgeflammt,
Als ging es in die tolle Schlacht. (Stille 89)

4.6 „Ein garstig` Lied! Pfui! ein politisch` Lied!“ (Goethe, 1972: 3/1, 69)

Die Ballade *Das rote Lied* (Gedichte 270-273) erschien erstmals 1844 in Becks *Gedichten* als Anhang zu seinen *Ungrischen Melodien*, sie dürfte aber –

⁵ Zur sprachlichen Diffamierung vgl. Wander 3: 1185: „In der pariser Umgangssprache heisst der Uebervortheiler im Geschäft ein Jude [...], der ungeschliffene Grobian – Savoyard, der Tölpel – Welscher [...], der Landstreicher – Böhme oder Zigeuner [...]. – Der sein Murmeltier vorführende Savoyarde begegnet übrigens – neben anderen Außenseitern – schon in Brentanos *Die mehreren Wehmüller* (Brentano 19/IV: 262, Zeile 31ff.).

aufgrund des starken Zeitbezugs – noch in seiner politischen Phase vor 1838 entstanden sein. Sie handelt von Henri d'Artois (1820–1883), dem posthum geborenen Sohn des 1820 in Paris ermordeten Charles Ferdinand de Bourbon, Duc de Berry. Durch seine Geburt konnte die Bourbonen-Dynastie ihren Anspruch auf Frankreichs Thron sichern. Sein Großvater war König Karl X. von Frankreich, der – gemeinsam mit seinem älteren Sohn und legitimen Nachfolger, dem Herzog von Angoulême, nach der Julirevolution zu seinen Gunsten abdankte. Ins Ausland geflüchtet und da erzogen, wurde Henri 1848, nach dem Tod seines Onkels, des Herzogs von Angoulême, von den französischen Legitimisten zu König Heinrich V. von Frankreich erhoben, konnte aber nie seine Herrschaft antreten, zumal er sich weigerte, die französische Verfassung anzuerkennen. Er lebte bis an sein Ende im Exil in Frohsdorf bei Wiener Neustadt (Meyers Lexikon 2: 1375, LaDouasnerie). In Becks Ballade fährt der Herzog von Bourbon in einer goldenen Kutsche, gezogen von „sechs [tosenden] heißblutige[n] Hengsten“ (Gedichte 270) an einer einsamen Heideschenke bei Debrecen vorbei und bekommt hier von den Zigeunern in aller Unschuld das „Allons enfants“ der *Marseillaise* vorgespielt, die ihnen ein „trotziger fremder Studente / Pfiff auf der Heide bei Nebel und Nacht“ (Gedichte 271), dessen Melodie sie „Flugs auf den Saiten nach[...]griffen“, denn „Noten lernt der Zigeuner nie“ (Gedichte 271). Wie in Lenaus baladesker *Heideschenke* (Lenau 1: 27-31), in der die Zigeuner dem einsamen lyrischen Ich die „alte[n] Lieder [...] Rakoczy's, des Rebellen“ (Lenau 1: 210) vorspielen, werden auch hier die Zigeuner – bei Beck allerdings in völliger Unwissenheit – zu Vermittlern revolutionären Gedankenguts, das im Herzog von Bourbon allerdings schmerzliche Erinnerungen wachruft.

4.7 Sozialutopie durch Sakralisierung der Zigeunermusik

Becks schöpferisches Ingenium begann bereits vor dem Sturmjahr von 1848 zu erlahmen. Gleichfalls um Akzeptanz ging es ihm in der fünfteiligen Verserzählung *Der Zigeuner* (Heimath 23-61), publiziert im ersten Gesang seiner 1852 erschienenen Gedichtsammlung *Aus der Heimath*, „die Gesänge aus den ungarischen Befreiungskriegen enthielt, und mit denen er sich mit dem unversöhnlichen Magyarentum auszusöhnen suchte“ (Thiel, 1938: 80). Und so weist hier auch ein Zigeunermusiker im Gespräch mit ungarischen Soldaten beim Lagerfeuer darauf hin, dass er an ihrer Seite doch brüderlich beim Freiheitskampf mitgekämpft habe und nun, in Friedenszeiten, nichts anderes von ihnen verlange, als dass er und die Seinen brüderlich akzeptiert,

und nicht länger verspottet und verachtet werden.⁶ Die innige Verbindung des Zigeuners zu seiner Geige, wie sie schon im Gedicht *Der ungarische Geiger* thematisiert worden war, gibt einem Husaren Anlass, sich zu erkundigen:

„Aber, nun beichte, nun sollst Du bekennen“, [...]
„Sollst den gewaltigen Zauberer nennen,
Der uns bezwungen so ganz und gar?
Der uns die Qualen des Herzens lindern,
Der es erschrecken und strafen kann?
Wunder zu üben an Menschenkindern
Dir sich verbündet, Du seltener Mann?
Hast Du vernommen die größeren Meister?
Mußt Du Dich mühen bei Tag und Nacht?
Mälig erdichten des Liedes Pracht?
Oder umringt Dich das Heer der Geister
Plötzlich mit fesselnder Uebermacht?“... (Heimath 31)

Die bescheidene Antwort darauf lautet, dass er viel schöne Musik gehört habe: „Viele der Herrlichen hab ich vernommen [...] Ach! Und da möchte ich mein Geigelein / Tief in den tiefsten der Brunnen versenken“ (Heimath 32), aber letztlich lerne er aus allem, auch aus der Natur und dem Leben selbst in allen seinen Varianten von der Wiege bis zur Bahre, er selbst bringe – wie der Schöpfergott – letztlich nur Ordnung und Harmonie in die verwirrende Vielfalt:

„Könntet ihr sehen das bunte Gedränge,
Hören den lieblichen Zwist der Gesänge!
Jeder mit heißem, begehrllichem Streben
Möchte vom Schlummer sich endlich erheben,
Klingen und weben und singen und leben,
Möchte vor allen ins Freie hinaus:
Aber ich meistere, aber ich schlichte,
Aber ich ordne gelassen und richte,
Aber ich halte den Frieden im Haus;
Habe für alle die treffende Sendung,
Ziehe sie groß in der Einsamkeit,
Schule sie wacker zu jeder Zeit –
Endlich gekleidet in Glanz und Vollendung,
Führt sie die markige Vaterhand
Sicher hinaus in das offene Land.

⁶ Das Motiv des patriotischen Zigeuners, der auf Seiten der ungarischen Revolution kämpft, findet sich auch bei anderen Autoren, wie etwa bei János Arany, Mihály Vörösmarty und in einem Stück eines gewissen Dr. A. Würth (Bogdal, 2011: 237-241).

[...]

Ich, Kameraden, regiere die Meinen,
Lasse die Hohen, die Niedern erscheinen,
Lieben und hassen und lachen und weinen,
Leben und sterben den tönenden Schwarm.“ (Heimath 35ff.)

Dieser Beck'sche Zigeunermusiker ist bereits mehr als ein bloßes Naturgenie, er erfährt nämlich – ganz im frühromantischen Sinne – Aufwertung in Form einer Sakralisierung zu einem ungebrochen-naiven Künstler als Schöpfergott: Er sinkt nicht zum bloßen Werkzeug seiner irrationalen Naturkraft ab (Costazza, 2000: 111), sondern bewegt mit seiner Musik – im Verein mit seiner patriotischen Gesinnung, seinen Worten und Taten – die ungarischen Husaren zur Verbrüderung und bewirkt dadurch letztlich ein Wunder in die Zukunft und in die Vergangenheit, denn in Hinkunft wird sich das Leben der Zigeuner in Ungarn verbessern und ihre verstorbenen Ahnen werden im Tod noch versöhnt. Beck war Junghegelianer, und so ist für ihn die größte Aufgabe der Kunst, dass sie – wie die Philosophie und die Religion – auf den Geist des Staates einwirke, um die tiefsten Interessen der Menschen und umfassendsten Wahrheiten des Geistes auf einer bestimmten Entwicklungsstufe bewusst zu machen und auszusprechen, wodurch letztlich doch der Bruch zwischen Welt und Oberwelt geheilt werden könne (Roeck, 2004: 17f.), denn die Wahrheiten, die Beck und sein Zigeunermusiker vermitteln, sind Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit:

Vater und Mutter, die Seligen, kommen,
Schauen und rühren und reden ihn an:
„Sei Du gesegnet! Den finsternen Bann
Hast Du vom Haupte der Brüder genommen;
Sei Du gepriesen! Mit tönenden Klagen
Hast Du den Wahn wie den Haß geschlagen;
Wolle nun nimmer, so zag und betrübt,
– Mußt Du der größeren Meister gedenken –
Tief in den Brunnen Dein Geiglein senken,
Hast ja, so fühle Dich, Wunder geübt!“ (Heimath 61)

Damit gelang es Beck, das Motiv der ungarischen Zigeunermusik mit zusätzlichen politischen, sozialen und weltanschaulichen Dimensionen zu erneuern und aufzuwerten.

Bibliographie

- Ammon, F. (2012). "Geige / Violine / Fidel." In G. Butzer, J. Jacob (Hg.) *Metzler Lexikon literarischer Symbole*. 2., 146f, erw. Aufl. Stuttgart-Weimar: Metzler.
- Anzeigen, Kaiserlich Königlich allergnädigst privilegierte – aus sämtlichen kaiserl. König. Erbländern VI. Jahrgang, II. Stück, den 10. Januar 1776. Wien: Ghelen 1776 [=Anzeigen].
- Awosusi, A. und Maciejewski, F. (1996). "E[*i*]nführung. Die Musik der Sinti und Roma." *Die ungarische ‚Zigeunermusik‘*. In A. Awosusi (Hg.) *Schriftenreihe des Dokumentations- und Kulturzentrums Deutscher Sinti und Roma 5: Die Musik der Sinti und Roma. 1*. Heidelberg: Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma, 11-22.
- Balassa, I., und Ortutay, G. (1982) *Ungarische Volkskunde*. Mit e. Einl. von Robert Wildhaber. Budapest-München: Beck u.a.
- Beck, K. (1838). *Der fahrende Poet*. Leipzig: Wilhelm Engelmann [=Poet].
- Beck, K. (1840). *Stille Lieder*. 1. Leipzig: Wilhelm Engelmann [=Stille].
- Beck, K. (1846). *Gedichte*. 4. Aufl. Berlin: [s.n.] [=Gedichte].
- Beck, K. (1841). *Jankó der ungarische Roßhirt. Roman in Versen*. Leipzig: L. H. Bösenberg [=Jankó].
- Beck, K. (1846). *Lieder vom armen Mann*. Mit einem Vorwort an das Haus Rothschild. Leipzig: Bernhard Hermann [=Armer].
- Beck, K. (1852). "Der Zigeuner." Ders. *Aus der Heimath. Gesänge*. Dresden: Robert Schäfer, 23-61 [=Heimath].
- Benton, R. (2005). "Plektrum, Plektron." In *Musiklexikon in 4 Bänden*. 3. 2., aktual. u. erw. Aufl. Stuttgart-Weimar: Metzler, 694.
- Bogdal, K.-M. (2011). *Europa erfindet die Zigeuner. Eine Geschichte von Faszination und Verachtung*. Berlin: Suhrkamp.
- Bónis, F. (1999). "Bihari, János." In L. Finscher (Hg.) *Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik*. 2. neubearb. II: Personenteil. 2. Kassel u.a.: Bärenreiter u.a., 1606ff.
- Brentano, C. (1987). "Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter. Erzählung." In J. Behrens u.a. (Hg.) und G. Kluge (u.a.) Ders. *Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe*. 19: Prosa IV.: Kohlhammer, 251-311.
- Brittnacher, H. R. (2012). *Leben an der Grenze. Klischee und Faszination des Zigeunerbildes in Literatur und Kunst*. Göttingen: Wallstein.
- Costazza, A. "Brüchige Apotheosen. Neue Genies im deutschen postmodernen Roman." In A. Meier, A. Costazza, G. Laudin (Hg.) *Kunstreligion. Ein ästhetisches Konzept der Moderne in seiner historischen Entfaltung*. 3: Historische Diversifizierung des Konzepts um 2000. Berlin u.a.: De Gruyter, 111-142.
- Drescher, T. (1998). "Violine II/3: Soziale Aspekte." In L. Finscher (Hg.) *Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik*. 2. I: Sachteil. 9. Kassel u.a.: Bärenreiter u.a., 1610-1611.
- Fränkel, L. (1902). "Beck, Karl Isidor." In *Allgemeine Deutsche Biographie*. 46: *Nachträge bis 1899: Graf J. Andrassy – Fürst Otto von Bismarck*. Leipzig: Duncker & Humblot, 303-309.
- Frenzel, E. (2008). *Motive der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte*. 6. überarb. u. erg. Aufl. Kröners Taschenausgabe. 301. Stuttgart: Kröner.

- Glüxam, D. (2006). "Virtuose." In R. Flotzinger (Hg.) *Österreichisches Musiklexikon*. 5. Wien: Verl. d. Österr. Akad. d. Wiss., 2531f. [=GlüxamA].
- Glüxam, D. (2006). "Violine." In R. Flotzinger (Hg.) *Österreichisches Musiklexikon*. 5. Wien: Verl. d. Österr. Akad. d. Wiss., S. 2524-2526 [=GlüxamB].
- Goethe, J. W. von. (1972). "Faust. Eine Tragödie." In *Goethes Werke*. Hamburger Ausgabe in 16 Bänden, textkritisch durchges. u. mit Anm. vers. von Erich Trunz. 3: *Dramatische Dichtungen*. 1, 9. Aufl. München: Beck, 9-145.
- Haid, G. (2003). "Improvisation." In R. Flotzinger (Hg.) *Österreichisches Musiklexikon*. 2. Wien: Verl. d. Österr. Akad. d. Wiss., 835f. [=HaidA].
- Haid, G. (2002). "Dudelsack." In R. Flotzinger (Hg.) *Österreichisches Musiklexikon*. 1. Wien: Verl. d. Österr. Akad. d. Wiss., 348 [=HaidB].
- Haid, G. (2006a). "Zimbal." In R. Flotzinger (Hg.) *Österreichisches Musiklexikon*. 5. Wien: Verl. d. Österr. Akad. d. Wiss., 2736 [=HaidC].
- Haid, G. (2006b). "Zither." In R. Flotzinger (Hg.) *Österreichisches Musiklexikon*. 5. Wien: Verl. d. Österr. Akad. d. Wiss., 2743 [=HaidD].
- Hardt, I. (2012). "Sackpfeife / Dudelsack." In G. Butzer, J. Jacob (Hg.) *Metzler Lexikon literarischer Symbole*. 2. erw. Aufl. Stuttgart-Weimar: Metzler, 358.
- Harrandt, A. (2002). "Bihari Johann (János)." In R. Flotzinger (Hg.) *Österreichisches Musiklexikon*. 1. Wien: Verl. d. Österr. Akad. d. Wiss., 149.
- Heister, H.-W. und Küpper, P. (1998). "Virtuose." In L. Finscher (Hg.) *Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik*. 2. Neubearb. Aufl. I: Sachteil. 9. Kassel u.a.: Bärenreiter u.a., 1722-1732.
- Hemetek, U. (1998). "Roma, Sinti, Manusch, Calé." In L. Finscher (Hg.) *Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik*. 2. Neubearb. Aufl. Hg. I: Sachteil. 8. Kassel u.a.: Bärenreiter u.a. Kassel u. a., 443-457 [=HemetekA].
- Hemetek, U. (2005). "Roma und Sinti." In R. Flotzinger (Hg.) *Österreichisches Musiklexikon*. 4. Wien: Verl. d. Österr. Akad. d. Wiss., 1945ff. [=HemetekB].
- Hickmann, E. (1998). "Rasseln." In L. Finscher (Hg.) *Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik*. 2. Neubearb. Aufl. I: Sachteil. 8. Kassel u.a.: Bärenreiter u.a., 73-86.
- Kaiser, F. (1842). *Der Zigeuner. Lokales Lebensbild mit Gesang in zwei Acten*. Wien: A. Pichler's sel. Witwe.
- Kinga, D. E. (2003). "Zigeuner bei Lenau. Texte mit Motiven beziehungsweise Figuren aus dem Leben der Zigeuner." In H. Schuller (Hg.) *Lenau und die Zigeuner. Werkstattshilfen für den Übersetzer*. Sibiu: hora, 21-26.
- Kugler, S. (2004). *Kunst-Zigeuner. Konstruktionen des 'Zigeuners' in der deutschen Literatur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, Literatur – Imagination – Realität. 34. Trier: WVT, Wiss. Verl.
- LaDouasnerie, D. L. de. (1998). *Le drapeau blanc en exil, lieux de mémoire, (1833-1883)*, Paris: Guénégaud.
- Leach, J. (1972). "The Cimbalom." In *Music & Letters* (53) 2, 134-142.
- Lenau, N. (1995). *Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe*. Hg. im Auftrag d. Internationalen Lenau-Gesellschaft. 1: Gedichte bis 1834. Hg. Herbert Zeman, Michael Ritter, Zus.arb. Wolfgang Neuber, Xavier Vicat. Wien: Deuticke u.a.
- Lenau, N. (1995). *Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe*. Hg. im Auftrag d. Internationalen Lenau-Gesellschaft. 2: Neuere Gedichte und lyrische Nachlese. Hg. Antal Mádl. Wien: Deuticke u.a.

- Leopold, S. (1998). "Zithern/D: Hackbretter." In L. Finscher (Hg.) *Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik*. 2. neubearb. Aufl. I: Sachteil. 9. Kassel u.a.: Bärenreiter u.a., 2453-2461.
- Lubkoll, C. (2012). "Kunstmusik." In G. Butzer, J. Jacok (Hg.) *Metzler Lexikon literarischer Symbole*. 2. erw. Aufl. Stuttgart-Weimar: Metzler, 235ff.
- Mátray, G. (1853). "Bihari János magyar népzénesz." In F. Kubinyi, I. Vahot (Hg.) *Magyarország és Erdély képekben*. 2. Pest: Emich Gusztáv, 156-161. *Meyers Lexikon*. (1925). 7. Aufl. 2. Leipzig: Bibliogr. Inst.
- Meer, J. H. van der. (1998). "Sackpfeifen." In L. Finscher (Hg.) *Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik*. 2. neubearb. Aufl. I: Sachteil. 8. Kassel u.a.: Bärenreiter u.a., 762-792.
- Müller, F. (1811). "Die Schaaf-Schur. Eine pfälzische Idylle." In *Mahler Müllers Werke*. 1. Heidelberg: Mohr u. Zimmer, 225-270.
- Oesterle, I. u. G. (1996). "Die Affinität des Romantischen zum Zigeunerischen oder die verfolgten Zigeuner als Metapher für die gefährdete romantische Poesie." In H. Helbig, B. Knauer, G. Och (Hg.) *Hermenautik – Hermeneutik. Literarische und geisteswissenschaftliche Beiträge zu Ehren von Peter Horst Neumann*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 95-108.
- Riedl, A. (1962). *Die Hirtenzunft im Burgenland. Ein Beitrag zur Geschichte des Hirtenwesens im burgenländischen Raum*. Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland. 28. Eisenstadt: Burgenländisches Landesmuseum.
- Roeck, B. (2004). *Das historische Auge: Kunstwerke als Zeugen ihrer Zeit. Von der Renaissance zur Revolution*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Sárosi, B. (1996). "János Bihari (1764–1827): Zigeunerprimas und Verbunkos-Komponist – zum gegenwärtigen Stand der Forschung." In A. Awosusi (Hg.) *Die ungarische „Zigeunermusik“*. Schriftenreihe des Dokumentations- und Kulturzentrums Deutscher Sinti und Roma. 5: Die Musik der Sinti und Roma. 1. Heidelberg: Dokumentationszentrum Deutscher Sinti und Roma, 67-79 [=SárosiA].
- Sárosi, B. (1996). "Die Anfänge der ungarischen Zigeunerkapellen." In *Die ungarische „Zigeunermusik“*. A. Awosusi (Hg.) Schriftenreihe des Dokumentations- und Kulturzentrums Deutscher Sinti und Roma. 5: Die Musik der Sinti und Roma. 1. Heidelberg: Dokumentationszentrum Deutscher Sinti und Roma, 25-33 [=SárosiB].
- Schachinger, M. G. (2005). "Schellenbaum." In R. Flotzinger (Hg.) *Österreichisches Musiklexikon*. 4. Wien: Verl. d. Österr. Akad. d. Wiss., 2059.
- Ševčíková, H. (1992). "The Romani Band Leader Panna Cinková." In A.B. Mann (Hg.) *Neznámí Rómovia. Zo života a kultúry Cigánov-Rómov na Slovensku*. Bratislava: Ister Science Press, 117-126.
- Sproll, M. (2012). "Saite / Saitenspiel." In G. Butzer, J. Jacob (Hg.) *Metzler Lexikon literarischer Symbole*. 2. erw. Aufl. Stuttgart-Weimar: Metzler, 359f.
- Steube, J. K. (1984). *Von Amsterdam nach Temiswar. Wanderschaften und Schicksale*. 2. Aufl. Hg. Jochen Golz. Berlin: Rütten & Loening.
- Szabolcsi, B. (1964). *Geschichte der ungarischen Musik*. Übers. aus dem Ungar. István Frommer, Georg Knepler. Budapest: Corvina-Verl.
- Tallián, T. und Flotzinger, R. (2006). "Ungarn (deutsch für ungarisch Magyarország)". In R. Flotzinger (Hg.) *Österreichisches Musiklexikon*. 5. Wien: Verl. d. Österr. Akad. d. Wiss., 2476-2488.

- Thurnher, E. (1952). "Beck, Karl Isidor." In *Neue Deutsche Biographie*. 1: Aachen – Behaim. Berlin: Duncker & Humblot, 702.
- Thiel, E. (1938). *Karl Beck's literarische Entwicklung. Ein Beitrag zur Geschichte der Dichtung des Vormärz*. Breslau: Karl Vater.
- Vahot, E. von. (1854). "Kecskemét und die kecskeméter Pußten." In F. Von Kubinyi, E. Von Vahot (Hg.) *Ungarn und Siebenbürgen in Bildern*. 1. Pesth: Emich Gusztáv, 88-138.
- Vogl, J. N. (1844). "Zigeunerlieder." In Ders. Klänge und Bilder aus Ungarn. Dichtungen. 2. verm. Aufl. Wien: Fr. Tendler, 64-73 u. 171-177.
- Wagner, M. (2016). "Ungarische Zigeunermusik und ungarische Musikzigeuner als Motive in der österreichischen Lyrik der Biedermeierzeit." In R. Kropf, G. Polster (Hg.) *Die Volksgruppe der Roma und Sinti bis 1938*. Tagungsband der 34. Schlaininger Gespräche, 14. bis 18. September 2014. Eisenstadt: Amt der burgenländischen Landesregierung, Abt. 7 – Landesmuseum, S. 289-324.
- Wander, K. F. W. (Hg.) (1977). *Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk*. 3: *Lehrer bis Satte (der)*. Darmstadt: Wiss. Buchges.
- Wurzbach, C. von. (2001). *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich*. 1. Reprint Bad Feilnbach: Schmidt Periodicals.

About the author

Margarete WAGNER is an Associate Professor PhD at the University of Vienna, Austria.

E-mail: margarete.wagner@univie.ac.at

GRAPHOMANIE UND SCHRIFTRAUM IN GOGOL'S *ZAPISKI SUMASŠEDŠEGO*

(GRAPHOMANIA AND WRITING SPACE IN GOGOL'S *ZAPISKI
SUMASŠEDŠEGO*)

Alexander HARTL

Abstract: The aim of the following article is to illustrate and to highlight specific semiotic tendencies in Nikolai Gogol's *Zapiski sumasšedšego*. To begin with, thematically relevant connections between communicative acts such as speaking, writing and being silent, as discussed by the narrator himself, are presented. The main part of this paper focuses on the practice of writing itself and the implicit relation between the writer and the written. Finally, an analysis closely linked to the theory of Jacques Derrida provides some findings that may be helpful for a more thorough understand of this complex and accurately constructed piece of literature.

Keywords: *russian literature, diary writing, madness, phonocentrism, anagram*

Einleitung

Die *Zapiski sumasšedšego*, die *Aufzeichnungen eines Wahnsinnigen*, zählen ohne Zweifel zu den eindrucksvollsten und dichtesten Texten Gogols. Sie sind Teil der sogenannten *Peterburgskie povesti* und gehören zur Novellensammlung *Arabeski*, die 1835 veröffentlicht wurde. Geschrieben aus der Perspektive eines autodiegetischen Erzählers bestehen sie aus 19 datierten Tagebucheinträgen über einen unbestimmten Zeitraum, wobei die Daten der letzten Einträge offensichtlich imaginativen Ursprungs sind. Der Bruch zwischen den nachvollziehbaren Einträgen und denen mit imaginiertem Datum markiert eine Rebellion des autodiegetischen Erzählers Aksentij Ivanovič Popriščin¹ gegen die Welt und das Einsetzen einer absoluten geistigen Umnachtung. Popriščin ist Beamter eines Petersburger Departments, er verehrt Sofi, die Tochter des Direktors, die für ihn jedoch aufgrund seiner niedrigen Stellung unerreichbar ist. Die Symptome von Popriščins zunehmender psychischer Krankheit korrelieren mit dem dargestellten Erkenntnisprozess der eigenen gesellschaftlichen Minderwertigkeit im Zwangskorsett des niederen Beamtenlebens. Es kommt zur Etablierung einer alternativen Realität, in der sich Popriščin zunächst der Briefkorrespondenz

¹ Die Schreibung der Namen orientiert sich hier generell an den für das Russische gängigen Mustern wissenschaftlicher Transliteration. Daher weicht sie an gewissen Stellen von der Schreibung der Namen in den Übersetzungen der Langzitate ab.

zweier ihm fern bekannter Hunde bemächtigt – einer davon ist Sofis Schoßhündchen –, die für den Beamten einerseits nichts als Verachtung übrig haben und ihm andererseits entmutigende Einblicke in das Privatleben der bereits verlobten Sofi ermöglichen. Von der hündischen wie auch menschlichen Welt degradiert wähnt sich der Protagonist schließlich als Ferdinand VIII, legitimer Anwärter auf den spanischen Thron, nachdem er als eifriger Zeitungskonsument davon gelesen hat, dass in Spanien eine Frau den Thron besteigen soll. Die realen Gegebenheiten befördern Popriščin letztlich in die Irrenanstalt, die er als das von Intrigen und Inquisition beherrschte Spanien empfindet.

In der slawistischen Literaturwissenschaft wurden die *Zapiski sumasšedšego* anhand einer Vielzahl nennenswerter Aspekte untersucht², darunter auch die kommunikativen Modi wie Lesen und Schreiben, denen eine hohe thematische Relevanz zukommt. Außer Acht gelassen wurden jedoch meines Wissens die Überlagerungen, die sich in der Sprache des Textes selbst direkt abbilden, d.h. konkret die Elemente, die auf das Schreiben und Sprechen als konstitutive Modi in der Textproduktion hinweisen³. Eine Diskussion dieser Modi und ihrer Interferenzen legitimiert sich aus relativ einfachen wie überzeugenden Beobachtungen: So wird die Narration Popriščins mehrmals durch Passagen unterbrochen, die als Akte des Lesens gelten können, d.h. letztlich als Akte des (inneren) Sprechens. Gemeint ist damit beispielsweise die Durchsicht der Korrespondenz zwischen den Hunden Medži und Fidel', die zweifelsohne einen halluzinatorischen Charakter hat und direkt im Text abgebildet wird. Ähnlich gestaltet es sich auch in den Passagen, in denen sich der Protagonist mit den Worten „...ничего, ничего. Молчание!“, also „...nichts, nichts. Schweigen!“, selbst zum Schweigen bzw. zum mündlichen Redeabbruch zu zwingen scheint, dies aber schriftlich festhält. Andere Textteile wie anagrammatische

² Zu nennen ist hier eine Reihe von Aufsätzen oder Kapiteln aus Monographien, die aus verschiedenen Perspektiven ein dennoch recht homogenes Bild der *Zapiski sumasšedšego* gezeichnet haben. Viel diskutiert ist vor allem die Rolle des Schreibens bzw. Lesens in Verbindung mit semiotischen Aspekten, etwa bei Lachmann (2002: 199-205), Wasznik (1997) und Spieker (1991), zu Schreibfehlern und grammatischen Unregelmäßigkeiten siehe Gregg (1999). Könönen (2008: 83-88) bespricht insbesondere die Frage der Identität des Protagonisten an der Grenze zwischen äußerer und innerer Welt, unter dem Begriff des *Place Within* auch bei Maguire (1994: 49-66). Frazier (2000: 125-136) und Zolotusky (1975) legen den Fokus u.a. auf die Bedeutung der Printmedien. Psychologisch-wissenschaftliche Aspekte werden bei Willms (2008) und, wenn auch nicht aus literaturwissenschaftlicher Perspektive, bei Altschuler (2001) erörtert. Zur Verknüpfung von Machtstreben und Sexualität siehe insbesondere Gustafson (1965). Analysen vor dem Hintergrund Bachtinscher Theoreme liegen zudem mit Kaspryk (1995). Eine textnahe und überblicksartige Gesamtdarstellung findet sich bei Peace (1976).

³ Eine Ausnahme bildet Spieker (1991).

Verschiebungen, Datierungen oder narrative Passagen, die den Tag in klassischer Tagebuchmanier resümieren, betonen hingegen die genuin schriftliche Konzeption des Textes. Für eine umfassende literaturwissenschaftliche Darstellung der *Zapiski sumasšedšego* ist eine Thematisierung der Wirkungen der hier angerissenen Phänomene unerlässlich. Dabei muss insbesondere das Verhältnis zwischen Schreiben und Sprechen ins Zentrum gerückt werden. Die daraus gewonnenen Erkenntnisse lassen Rückschlüsse auf die Entwicklung von Popriščins Selbst- und Weltverhältnis zu und erhellen einige durchaus paradoxe Passagen und ihre Stellung im Gesamtkontext der *Zapiski sumasšedšego*.

1. Popriščins Schreiben

Die Form des Tagebuchs ist nicht nur ideales Mittel zur Narration psychischer Entwicklungsprozesse, sondern gleichzeitig auch als Subversion zeitlicher und örtlicher Kohärenz in der Konstitution einer subjektiven Identität zu verstehen. Die Identität, nach der sich die Erzählinstanz im Tagebuch sehnt, changiert als Subjekt zwischen „erzählerischer Dominanz und Machtlosigkeit, zwischen auktorialer Attitüde und persönlicher Betroffenheit, zwischen Selbstsicherheit und Selbstvergessenheit“ (Kellner, 2015: 252). Folgt man Popriščins Beschreibung der eigenen gesellschaftlichen Stellung, kann dessen Rolle als Beamter 9. Grades als eine Seite der Medaille gelten, während sein privater Geltungsdrang die zweite Seite ausmacht. Diese beide Seiten, die als Rahmen des psychischen Orts des Protagonisten fungieren, lassen sich auch in der Beziehung zum Schreibakt auffinden, wie Maguire (1994: 52) herausarbeitet: Im Department ist Popriščin Kopist, im Privaten wird er selbst zum kreativ Schreibenden. Die Thematisierung des eigenen Schreibakts, die hier zumindest in sekundärer Form vorliegt, ist ein klassisches Gattungsmerkmal der Tagebuchliteratur an sich. Im Tagebuch verschmelzen geschriebene Sprache und schreibendes Subjekt: Das Subjekt schreibt sich selbst und ist somit dem Schreibakt nicht vorangehend, sondern Resultat seiner schriftlichen Transformation (vgl. Kellner, 2015: 230). In den *Zapiski sumasšedšego* gibt sich der Protagonist einer regelrechten „grafomanstvo“ (Könönen, 2008: 87) hin, einer „Graphomanie“, die den zwanghaften Versuch eines Ausbruchs aus dem sozialen Korsett repräsentiert:

Правильно писать может только дворянин. Оно, конечно, некоторые и купчики-конторщики и даже крепостной народ пописывает иногда; но их писание большею частью механическое: ни запятых, ни точек, ни слога. (Gogol, 1938: 195)

Richtig schreiben kann nur der Edelmann. Zwar schreiben auch manche Kaufleute und Kontoristen, und sogar Leibeigene verstehen sich darauf; aber ihr Schreiben entbehrt meistens jeglicher Überlegung, sie kennen keine Kommas, keine Punkte, keinen Stil. (Gogol, 1988: 10)

Dabei ist Popriščins Schreiben alles andere als vorbildlich. Gregg (1999: 440) hält fest, dass einige orthographische Varianten, die Popriščin benützt, beim ersten Lesen zwar als alte Standards anmuten können, einer genaueren Überprüfung jedoch nicht standhalten. Das Schreiben des Protagonisten erscheint damit in einem ironischen Licht – der Protagonist ist selbst nicht in der Lage seinen Ansprüchen gerecht zu werden, erhält sie jedoch aufrecht.

Ein häufig diskutiertes Detail, das zum ersten Mal bei Peace (1976: 43) erwähnt wird, betrifft Popriščins Wandlung zum „Король Испании“, der anagrammatisch umgeformt einem „Король Писании“, also statt eines Königs von Spanien einem König des Schreibens gleichkommt⁴. Die ganze neu erlangte aristokratische Identität gründet somit auf einer wirren Verschiebung. Die Enthüllung von Popriščins „wahrer Identität“ ist nur scheinbar, stattdessen entpuppt sich das Wort als arbiträres Zeichen, in dem das Vertrauen auf die Verknüpfung zwischen Signifikat und Signifikant betrogen wird (vgl. Lachmann, 2002: 205). Bei Spieker (1991: 45) ist es vor allem die Korrespondenz der beiden Hunde Medži und Fidel', die der späteren expliziten Rebellion Popriščins gegen die Zeichenhaftigkeit vorangeht. Die Briefe, nach deren Lektüre der Protagonist eingestehen muss „Письмо писано очень правильно. Пунктуация и даже буква Ъ везде на своем месте“ (Gogol, 1938: 202) bzw. „Der Brief ist nach allen Regeln der Rechtschreibung geschrieben. Die Interpunktion und sogar die Dehnungs-h stehen an der richtigen Stelle.“ (Gogol, 1988: 20)⁵, verwehren es Popriščin, zwischen „menschlichem“ und „hündischem“ Schreiben zu unterscheiden – ein folgenschweres Dilemma für den Beamten, der sich als Schreibender stolz vom gemeinen Volk abzuheben sucht. Zusätzlich kann daran anschließend nicht

⁴ Hinzu kommt nach Gregg (1999: 445) auch die Ähnlichkeit des Wortes „Каспис“ mit „Писак“, ein pejorativer Ausdruck für „Schreiber“, im Satz: „И это все происходит, думаю, оттого, что люди воображают будто человеческий мозг находится в голове; совсем нет: он приносится ветром со стороны Каспийского моря.“ (Gogol, 1938: 171) „Und all das kommt daher, denke ich mir, daß die Leute sich einbilden, das menschliche Gehirn liege im Kopf. Keineswegs! Es wird durch durch den Wind vom Kaspischen Meer hergetragen.“ (Gogol, 1988: 30)

⁵ Die von uns herangezogene Übersetzung nimmt hier einige Veränderungen am Text vor, um diesen inhaltlich auf die deutschen orthographischen Spezifika anzupassen.

übersehen werden, dass sein eigenes Schreiben auf ironische Art hündische Elemente in sich trägt, etwa in der periodischen Verwendung von Interjektionen (vgl. Spieker, 1991: 53) oder in Sätzen, die Redeabbrüche und eingeschobene Beschimpfungen auf engem Raum ausbruchsartig sammeln: „Если бы и дочка... эх, канальство! Ничего, ничего, молчание!“ (Gogol, 1938: 196)

2. Sprechen

Nimmt das Schreiben in den *Zapiski sumassëdšego* eine sowohl prozessual-identitätsstiftende (das Schreiben des Tagebuchs) als auch thematisch-problematische (Popriščins Graphomanie, die Korrespondenz der Hunde, der Beruf des Schreibers) Rolle ein, so kommt dem Sprechen eine zunächst weniger klare Funktion zu. Das Wort *писать* tritt im Textverlauf allein 19 Mal auf, Ableitungen 22 und semantisch verwandte Wörter 36 Mal (vgl. Gregg, 1999: 439). Eine derartige Zählung würde bei Sprechakten freilich weitaus umfangreicher ausfallen, wenn damit auch noch keinerlei Relevanz gewährleistet ist. Die Wiedergabe von Reden, wie sie in Popriščins Aufzeichnungen häufig vorkommt, erfordert die Verwendung expliziter Sprechakte, meist in reduzierter Weise wie *сказать* oder *говорить* (*sprechen*).

Zielführender als die globale Zählung und Klassifikation von expliziten Sprechakten scheint eine genaue Betrachtung einzelner Passagen zu sein. Hierfür eignet sich zunächst eine einführende Passage, in der Popriščin zum ersten Mal auf die sprechenden Hunde trifft:

Не успел я пробыть минуту, как вдруг слышу тоненький голосок: „Здравствуй, Меджи!“ Вот тебе на! кто это говорит? Я обсмотрелся и увидел под зонтиком шедших двух дам: одну старушку, другую молоденькую; но они уже прошли, а возле меня опять раздалось: „Грех тебе, Меджи!“ Что за черт! я увидел, что Меджи обнюхивалась с собачонкою, шедшею за дамами. „Эге! - сказал я сам себе, - да полно, не пьян ли я? Только это, кажется, со мною редко случается“.- „Нет, Фидель, ты напрасно думаешь, - я видел сам, что произнесла Меджи, - я была, ав! ав! я была, ав, ав, ав! очень больна“. Ах ты ж, собачонка! Признаюсь, я очень удивился, услышав ее говорящую по-человечески. (Gogol, 1938: 194f)

Noch war keine Minute vergangen, als ich ein feines Stimmchen hörte: „Guten Tag, Maggy!“ Was ist denn das? Wer spricht da? Ich drehte mich um und sah zwei Damen unter einem Regenschirm vorübergehen. Die eine war alt, die andere jung. Schon waren sie vorbei, da hörte ich neben mir wieder: „Deine Sünden mögen über

dich kommen, Maggy!" Zum Teufel auch! Ich sah, daß Maggy sich mit dem Hündchen beschnupperte, das zu den Damen gehörte. Ei, sagte ich mir, jetzt hört doch alles auf. Bin ich denn betrunken? Doch das kommt selten bei mir vor. „Nein, Fidèle, du denkst falsch von mir!“ — ich sah mit eigenen Augen, daß Maggy es war, die sprach — „ich war, wau, wau ! — ich war sehr krank, wau, wau!“ Ach, du bist eines, Hündchen! Ich war sehr verwundert, sie so nach Menschenart sprechen zu hören. (Gogol, 1988: 9f)

Das Erstaunen Popriščins ist durchaus authentisch. Zwar gesteht er kurz darauf: „с недавнего времени я начинаю иногда слышать и видеть такие вещи, которых никто еще не видывал и не слыхивал“ (Gogol, 1938: 195), zu Deutsch „seit einiger Zeit [höre und sehe ich] öfters Dinge [...], die noch kein Mensch gesehen oder gehört hat“ (Gogol, 1988: 10f), die Glaubwürdigkeit der eigenen Wahrnehmung ist damit aber noch keineswegs in Frage gestellt. Das Erstaunen über die Tatsache, dass Hunde offenbar in der Lage sind zu sprechen, folgt im Text auf eine Bemerkung zur Sprache der Beamten in der Gouvernementsverwaltung, auf die Popriščin zwar geringschätzig herabblickt, seinen Neid jedoch nicht ganz zu verstecken weiß: „С виду такой тихенький, говорит так деликатно: 'Одолжите ножичка починить перышко', - а там обчистит так, что только одну рубашку оставит на просителе.“ (Gogol, 1938: 194) „Er sieht so sanftmütig aus und spricht mit so viel Zartgefühl: Reichen Sie mir bitte das Messerchen, damit ich das Federchen beschneiden kann“, und dann beschneidet er so, daß dem Bittsteller bloß noch das Hemd verbleibt.“ (Gogol, 1988: 8) Es ist also nicht nur, wie oben vorgeschlagen, die Schreibfähigkeit ein für Popriščin sozial-distinktives Moment, sondern auch die Fähigkeit auf gewisse Art zu sprechen. Zwar verstärkt die Erkenntnis, dass Hunde schreiben können, die Verunsicherung des Protagonisten – „Но, признаюсь, я гораздо более удивился, когда Меджи сказала: 'Я писала к тебе, Фидель [...]'“ (Gogol, 1938: 195), „Und doch muß ich gestehen, ich war sehr erstaunt, als Maggy sagte: ‚Ich habe dir geschrieben Fidel‘ [...]'“ (Gogol, 1988: 10) – das Grundproblem wurzelt jedoch in der Kommunikationsfähigkeit an sich. Popriščins Frage an sich selbst, ob er nicht betrunken sei, kann vor diesem Hintergrund als Versuch der Vergegenwärtigung der eigenen Kommunikationsfähigkeit gewertet werden, wenn es auch beim Monolog bleibt und nicht, wie im Fall der Hunde, ein Dialog geführt wird.

Popriščin scheint anfangs noch die Hoffnung zu haben, den Hund in einem vernünftigen Gespräch davon überzeugen zu können, ihm Details aus Sofis Leben preiszugeben.

Признаюсь, я даже подзвал было к себе один раз Меджи и сказал: "Послушай, Меджи, вот мы теперь одни; я, когда хочешь, и дверь запру, так что никто не будет видеть, - Расскажи мне все, что знаешь про барышню, что она и как? Я тебе побожусь, что никому не открою". Но хитрая собачонка поджала хвост, съежилась вдвое и вышла тихо в дверь так, как будто бы ничего не слышала. (Gogol, 1938: 200)

Ich gestehe, daß ich Maggy sogar einmal zu mir lockte und sagte: „Hör zu, Maggy, wir sind jetzt allein. Wenn du willst, schließe ich auch noch die Tür zu, so daß uns keines sieht. Nun erzähle mir alles, was du von deiner Herrin weißt, wie sie ist und was sie tut. Ich schwöre dir, daß ich es keinem entdecke.“ Aber das schlaue Hündchen zog den Schwanz ein, duckte sich, so daß es nur noch halb so groß war wie vorher, und trippelte leise zur Tür hinaus, als hätte es gar nichts gehört. (Gogol, 1988: 17f)

Indem der Hund die Kommunikation verweigert und sich der Maske des Hündischen bedient, schließt er Popriščin aus der Sprechgemeinschaft aus. Dessen Reaktion besteht fortan im Entschluss, die gesamte Briefkorrespondenz der Hunde zu stehlen, oder, wie man formulieren könnte, sich die Wörter in einem außergesetzlichen Akt anzueignen.

Bereits im vorigen Langzitat, doch auch in diesem fällt Popriščins Tendenz zur Einräumung auf⁶. Im gesamten Text wird *признаюсь* (*ich gestehe, ich gebe zu*) 10 Mal verwendet, 9 Mal durch den Protagonisten selbst, ein Mal in der Korrespondenz der Hunde. Die Häufung dieser Wendung ist nicht nur ein Indiz für Popriščins sprachliche Beschränktheit, sondern bildet vielmehr den gesamten Gestus des Verteidigens ab, dessen er sich bedient. Der Text nimmt dadurch oft die Form eines Selbstgesprächs an.

3. Schweigen

Das Schweigen, das im Text vor allem in den Redeabbrüchen präsent ist, verbindet sich in den *Zapiski sumasšedšego* in romantischer Manier mit dem

⁶ Spieker (1991) bettet diese Tendenz in einen größeren Rahmen von „confession and pardoning“. Jeder Versuch der Sühnung resultiert in einer Fortsetzung der Rede. Sühnung bezieht sich hier auf das Scheitern des Protagonisten darin, ein „Wissender“ zu sein. Dieser Selbstanspruch Popriščins bildet sich für Spieker auch in der häufigen Verwendung von *узнать* ab. „The very act of expiating the failure of the constative is contained in a performative (признаюсь).“ (Spieker, 1991: 50; Kurs. im Orig.)

Bild des weisen, „wissenden“ Menschen, dessen Worte entweder von Gewicht sind oder aber einem noblen Schweigen überantwortet werden:

Сегодня среда, и потому я был у нашего начальника в кабинете. [...] Я еще никогда не слышал, чтобы он сказал лишнее слово. Только разве, когда подашь бумаги, спросит: “Каково на дворе?” – “Сыро, ваше превосходительство!” Да, не нашему брату чета! Государственный человек. (Gogol, 1938: 196)

Heute ist Mittwoch, und somit arbeite ich bei unserm Chef im Zimmer. [...] Ich habe von ihm noch nie ein überflüssiges Wort gehört. Allenfalls fragt er, wenn man ihm die Akten reicht: „Wie ist es heute draußen?“ — „Feucht, Euer Exzellenz!“ Ja, der ist nicht unsresgleichen! Ist ein Staatsmann. (Gogol, 1988: 11f)

Der Direktor repräsentiert nicht nur Popriščins Idealvorstellung von einem würdevollen Menschen, er ist auch Vater von Sofi, deren Gunst der Protagonist anstrebt. Eine allegorische Deutung des Schweigens als Vater der σοφία, und damit des wahren Gegenstands von Popriščins Begierde, ist wohl kaum von der Hand zu weisen.

Eine weiterer Aspekt des Schweigens deutet sich in der mehrmals verwendeten Phrase „...ничего, ничего. Молчание!“ an. Das Nichts, das hier von Popriščin stets gedoppelt festgehalten wird, steht in enger Verbindung zur Verwendung der Zahl „0“, wie aus dem folgenden Zitat zu entnehmen ist, in dem Popriščin vom Abteilungsleiter gedemütigt wird.

“Ну, скажи, пожалуйста, что ты делаешь?” – “Как что? Я ничего не делаю”, - отвечал я. “Ну, размысли хорошенько! ведь тебе уже за сорок лет - пора бы ума набраться. Что ты воображаешь себе? Ты думаешь, я не знаю всех твоих проказ? Ведь ты волочишься за директорскую дочерью! Ну, посмотри на себя, подумай только, что ты? ведь ты нуль, более ничего. Ведь у тебя нет ни гроша за душою. Взгляни хоть в зеркало на свое лицо, куды тебе думать о том!” Черт возьми, что у него лицо похоже несколько на аптекарский пузырек, да на голове клочок волос [...]. (Gogol, 1938: 197f)

„Nun sage mal gefälligst, was stellst du eigentlich an?“ – „Was denn? Ich stelle gar nichts an“, antwortete ich. „Nun überlege doch einmal: Du bist schon über vierzig, alsda wird es Zeit, daß du zu Verstand kommst. Was bildest du dir eigentlich ein? Meinst du, ich kenne deine Streiche nicht? Du steigst der Tochter des Direktors nach? Sieh dich doch einmal an! Überlege doch, wer bist du denn? Du bist doch eine

Null, bist weniger als nichts. Du hast bei Leib und Leben keinen Pfennig. Sieh dir doch mal im Spiegel dein Gesicht an! Was fällt dir nur ein!“ Der Teufel soll ihn holen! Er hat ein Gesicht wie ein rundes Arzneiglas und auf dem Kopf ein Büschel Haare [...]. (Gogol, 1988: 14)

Popriščin ist eine Null, „более ничего“, „mehr nicht“. In der Schelte durch den Abteilungsleiter setzt sich zudem das runde Bild der Null fort: Es kehrt sowohl im Spiegel als auch im Gesicht des Protagonisten wieder. In seiner Reaktion projiziert dieser das Bild schließlich zurück auf den Abteilungsleiter, indem er dessen Gesicht mit einem Arzneiglas vergleicht.

Das Nichts repräsentiert hier zunächst den schmalen Grad zwischen Schweigen als kommunikativem Akt und Verstummen als Abbruch jeglicher Rede. Popriščins Schreiben enthält Elemente beider Seiten: Er setzt den sich kommunikativ selbstvergewissernden Versuch zwar fort, der sichere Hafen des Signifikats rückt dabei jedoch in immer weitere Ferne. Gustafson (1965: 280) greift die Metaphorik der runden Null unbewusst auf, wenn er schreibt: „life is presented as a vicious circle, ever turning but staying in the same place. [...] Beyond the false world of ranks and rationalistic ethics there is only the void. In this shock of nothingness lies the terror of Gogol's vision.“ Eine solche inhaltliche Interpretation des Nichts besitzt zweifellos ihre Gültigkeit, muss aber um die semiotische Perspektive erweitert werden, die bereits oben eingeführt wurde. Die Rebellion Popriščins gegen die Zeichenhaftigkeit, sein Abgleiten in subjektivistische Gefilde ist vor dem Hintergrund der Destabilisierung der eigenen Existenz zu lesen. Das „nichts“ in „...ничего, ничего. Молчание!“ ist die entwertete, mondäne Welt, das erdrückende Signifikat, das Popriščin hinter sich lassen und verdrängen möchte. Das angestrebte Schweigen hingegen bildet den Glauben an das „reine“ Signifikat ab, an eine innere Stimme. Die Phrase ist also nicht nur Selbstbezeichnung, sondern auch Heilsversprechen: Das Schweigen ist die Antwort auf die Nichtigkeit, zumindest solange der verdrehte Glaube an das Signifikat aufrecht bleibt. Die letzte Erwähnung von *молчание* findet dementsprechend vor einem neuen Hintergrund statt und markiert den Bruch mit dem Konzept des Schweigens, ja sogar mit dem Idealbild des Direktors:

Сказали, что директор идет. Многие чиновники побежали наперерыв, чтобы показать себя перед ним. Но я ни с места. Когда он проходил чрез наше отделение, все застегнули на пуговицы свои фраки; но я совершенно ничего! Что за директор! чтобы я встал перед ним - никогда! Какой он директор? Он пробка, а не

директор. Пробка обыкновенная, простая пробка, больше ничего. Вот которую закупоривают бутылки. Мне больше всего было забавно, когда подсунули мне бумагу, чтобы я подписал. Они думали, что я напишу на самом кончике листа: столоначальник такой-то. Как бы не так! а я на самом главном месте, где подписывается директор департамента, черкнул: "Фердинанд VIII". Нужно было видеть, какое благоговейное молчание воцарилось; но я кивнул только рукою, сказав: "Не нужно никаких знаков подданничества!" - и вышел. (Gogol, 1938: 208f)

[...] es hieß, der Direktor komme. Viele Beamten liefen unentwegt hin und her, um sich vor ihm zu zeigen. Ich rührte mich nicht von der Stelle. Als er durch unsere Abteilung ging, knöpften alle ihre Fräcke bis oben hin zu. Ich tat dergleichen nicht. Was ist schon ein Direktor! Ich vor ihm aufstehen? Niemals! Er ist ein Direktor? Er ist ein Propf und kein Direktor! Ein gewöhnlicher Pfropfen, ein einfacher Pfropfen und weiter nichts. Einer, mit dem man die Flaschen zukorkt. Am meistens amüsierte es mich, als man mir eine Akte vorlegte, damit ich sie unterschriebe. Sie meinten, ich würde in die äußerste Ecke des Blattes schreiben: Tischvorsteher so und so. Habt ihr gedacht! Ich setze an die gewichtigste Stelle, wo sonst der Direktor des Departements unterschreibt, meinen Namenszug: „Ferdinand VIII“. Da hätte einer beobachten sollen, was für ein ehrfurchtsvolles Schweigen eintrat. Ich jedoch winkte nur ab und sprach: „Es bedarf keiner Zeichen eurer Ergebenheit!“, und begab mich hinaus. (Gogol, 1988: 32)

Popriščins Aussage, der Direktor sei eine „простая пробка, больше ничего“, also ein einfacher Pfropfen oder Korken, „mehr nicht“ (in der vorliegenden Übersetzung „weiter nichts“), ist eine direkte Spiegelung der Beleidigung durch den Abteilungsleiter, der ihn eine „Null, mehr nicht“ genannt hatte. In der Bezeichnung Pfropfen schwingt nicht nur der Phraseologismus „тупой как пробка“ mit, also „dumm wie ein Korken“, es handelt sich dabei erneut um ein Spiel mit der runden Form, in diesem Fall mit der Form einer Flaschenöffnung. Auch der Direktor schwebt also über dem Abgrund des allgegenwärtigen Nichts, auch wenn er es zu kaschieren sucht. Das Schweigen, das eintritt, als Popriščin seinen vermeintlichen Namen an die falsche Stelle setzt, ist zudem ein Schweigen neuer Qualität, es ist ein staunendes, ehrfürchtiges Schweigen der Anderen und Popriščin beendet es mit der Absage an jegliche Zeichen der Untertänigkeit: „Не нужно никаких знаков подданничества!“

4. Zwischen Phonozentrismus und Graphomanie: Popriščin's Eintreten in den „Schriftraum“

Die oben großteils isoliert dargestellten Aspekte kommunikativer Modi in den *Zapiski sumasšedšego* sollen im Folgenden einer genaueren Betrachtung unterzogen. Hierfür wird stellenweise auf grammatologische Begriffe von Jacques Derrida zurückgegriffen. In den *Zapiski sumasšedšego* können mittels der Grundüberlegungen Derridas semiotische Bewegungen beschrieben werden, die zwischen Stimme und Schrift angesiedelt sind. Die Stimme ist seit jeher der Vorstellung des Signifikats als Präsenz am nächsten (vgl. Derrida, 2016: 25). Wir werden versuchen, sie im Text zunächst als Tendenz zu lesen, die Präsenz als Selbstpräsenz zum leitenden Prinzip des Schreibakts erhebt, in anderen Worten: nach Wahrheit strebt.

In den vorangehenden Abschnitten wurde bereits auf einen „mündlichen“ Aspekt des Textes hingewiesen: das Selbstgespräch im Sprechakt des Verteidigers. Im Gattungsrahmen des Tagebuchs kann es als Einschreibung der Selbstpräsenz des Subjekts verstanden werden, das Hörbarkeit als Vergegenwärtigung der Sprechinstanz voraussetzt. Dem Selbstgespräch kann eine in der Einleitung bereits erwähnte, für unsere Analyse wichtige Passage hinzugefügt werden, die Durchsicht und Kommentierung der Hunde-Korrespondenz im Eintrag vom 13. November. Bereits der Beginn des Eintrags deutet auf die Darstellung eines Leseprozesses hin: „А ну, посмотрим: письмо довольно четкое. Однако же в почерке всё есть как будто что-то собачье. Прочитаем: [...]“ (Gogol, 1938: 201), „Aber nun wollen wir eibmal sehen! Die Schrift ist ziemlich leserlich. Doch immerhin liegt etwas Hündisches darin. Wollen wir lesen“ (Gogol, 1988: 20). Popriščin betrachtet das Schriftbild, prüft es auf seine Leserlichkeit, die zwar gut ausfällt, allerdings einige „hündische“ Elemente zu beinhalten scheint. Die darauf folgende Wiedergabe der Briefe ist an sich paradox. Popriščin mimt zwar den Akt des Lesens, schreibt die Briefe jedoch selbst, insofern man sie als Produkte seines pathologischen Geisteszustands betrachtet. Die eingeschobenen Kommentare und Reaktionen deuten auf den rezeptiven, jedoch keineswegs passiven Nachvollzug der hündische Zeichen hin.

“[...] Я уже тебе кое-что говорила о главном господине, которого Софи называет папа. Это очень странный человек.” А! вот наконец! Да, я знал: у них политической взгляд на все предметы. Посмотрим, что папа: “...очень странный человек. Он больше молчит. [...]“ (Gogol, 1938: 202)

„Ich habe dir schon einiges von der Hauptperson erzählt, die Sophie Papa nennt. Das ist ein merkwürdiger Mensch.“ Ah endlich! Ja, ich wußte es, sie haben einen Blick für alles, wie ein Politiker. Sehen wir, was Papa für ein Mensch ist. „...ein merkwürdiger Mensch. Meistens schweigt er. [...]“ (Gogol, 1988: 21)

Die Wiederholung „...очень странный человек“ markiert die Wiederaufnahme des Leseakts, die sowohl als individuelles Suchen der Stelle als auch Darbietung des Texts an ein Publikum verstanden werden kann, dem selbst der Blick auf den Text fehlt. In beiden Fällen ist es die Stimme, die hier über das geschriebene Wort zu herrschen scheint.

Derridas Begriff der Präsenz ist als epochenübergreifendes Konzept der Philosophie zu verstehen, das letztlich mit dem *logos* verschmilzt. Es handelt sich dabei auch um „Präsenz als Substanz/Essenz/Existenz [*ousia*], [...], Selbstpräsenz des cogito, Bewußtsein, Subjektivität, gemeinsame Präsenz von und mit dem anderen“ (Derrida, 2016: 26; Klammern und Kurs. im Orig.) Dieser breite Begriff der Präsenz korreliert mit dem umfassenden Geltungsbereich von Derridas Kritik am Logozentrismus. Im Zitat wird ersichtlich, dass ihm neben den abstrakt-philosophischen auch konkret-erfahrbare Elemente wie Subjektivität oder die Präsenz des Anderen zukommen. Das Vorhaben, solche Elemente in die Beschreibung eines geschriebenen Textes einzubeziehen, erscheint zunächst psychologisch, erhellt sich jedoch, wenn auf performative Strukturen wie das häufig verwendete признаюсь verwiesen werden kann. Dem признаюсть ist die performative Dimension des Cartesianischen *cogito* – und damit die Dimension der Selbstpräsenz – inhärent: признаюсть, следовательно, существую.

In *Haß spricht* (2016) formuliert Butler im Anschluss an Felman eine für die Differenz zwischen Sprechen und Schreiben relevante These. Obwohl Sprechen und Schreiben in gleichem Maße körperliche Handlungen sind, lassen beide den Körper nur mittelbar anwesend werden. Die indirekte Präsenz des Körpers im geschriebenen Text äußert sich durch Markierungen, im Sprechen wird Anwesenheit neben der Gleichzeitigkeit von Produktion und Übermittlung durch das Einsetzen des Körpers im Sinne einer rhetorischen Instrumentalisierung ausgedrückt (vgl. Butler, 2016: 237). Als expliziter Sprechakt in schriftlicher Form ist признаюсть zunächst nur Markierung der Präsenz, indem es deiktisch auf die schreibende Instanz verweist. Was uns beim verschriftlichten Sprechakt somit als Sprechen erscheint, ist aus dieser Perspektive nichts anderes als die Markierung der Anwesenheit eines Ichs in

der 1. Person Präsens Singular⁷. Der wesentliche Bruch mit der klassischen Sprechakt-Theorie, die von Derrida als Phonozentrismus abgekanzelt wird, besteht nun in der Iteration dieser sprachlichen Struktur. Die Iteration der performativen Sprechakte ist nur vermeintlich eine Wiederholung desselben semantischen Inhalts, vielmehr legen sie die Veränderlichkeit dessen offen, was das Ich nur war. Kein Schreiben legt diese Dimension des Sprechakts so unverblüht offen wie das Schreiben in der 1. Person, worauf schon in den obigen Ausführungen zur Gattung des Tagebuchs eingegangen wurde.

Eine Analyse der Durchsicht der Hunde-Korrespondenz, in der Lesen und Schreiben sich scheinbar im Sprechen zu einem Akt verbinden, kann hier anknüpfen. Die Präsenz drückt sich vor allem durch die Verwendung der 1. Person Plural aus: *посмотрим, прочитаем* und *будем продолжать* beziehen die Hörer- bzw. Leserschaft nicht nur in einem kollektiven Wir ein, sondern vergegenwärtigen bereits den Vorgang der Rezeption als Aktivität. Das performative Moment steckt hierbei in der Sedimentierung der Rezeption als gleichzeitiger, körperlicher Akt. Das Streben nach Wahrheit des Protagonisten Popriščin schreibt sich in die Struktur des Textes ein – nur allzu oft wird das eigene Ich in seinem praktischen sprachlichen Vollzug angerufen. Eine semantische Wahrheitsdiskussion, etwa der Hunde-Korrespondenz, ermöglicht sich kaum. Unter der Oberfläche des Signifikats liegt jedoch stets die Iteration in der Schrift, die sich gegen die Präsenz des immer gleichen Subjekts stellt: Popriščins Versuch, sich im Schreiben seiner selbst zu vergewissern, im Schreiben quasi zum Sprechen zu gelangen, scheitert kläglich und macht im Verlauf des Textes bestimmter „graphozentrischen“ Verfahren Platz, wie im Kapitel zum Schreiben bereits angeschnitten wurde⁸.

Indem der Protagonist den Monat Februar in der Datierung des letzten Tagebucheintrags etwa buchstäblich auf den Kopf stellt, bricht er eine fundamentale graphische Konvention, wodurch eine Thematisierung der Schrift selbst nahegelegt wird. Für Popriščin geraten die Schriftzeichen in den Fokus der Betrachtung. Was damit nun ins Zentrum gerückt wird, ist die zunehmende Skepsis an der Vermittlung des eigenen Wissens in einem binären Zeichenmodell. Popriščins Erkenntnis, „Китай и Испания совершенно одна и та же земля“ (Gogol, 1938: 211), „China und Spanien [sind] ein und dasselbe Land“ (Gogol, 1988: 36), ist der Bruch mit der naiven Vorstellung eindeutiger

⁷ Austin (2014: 83) spricht bezüglich der 1. Person Präsens Singular von einem „grammatischen Kriterium“ für performative Äußerungen.

⁸ Allein 5 Verwendungen des Sprechakts *признаюсь* entfallen auf den ersten Tagebucheintrag vom 3. Oktober.

zeichenhafter Relationen, zusätzlich unterlegt durch das Paradoxon „Я советую всем нарочно написать на бумаге Испания, то и выйдет Китай“ (Gogol, 1938: 212), „Ich empfehle allen, auf ein Papier das Wort Spanien zu schreiben – und auf einmal wird China dastehen“ (Gogol, 1988: 36). Der österreichische Psychiater Leo Navratil, der sich auf empirischer Basis mit der Sprache seiner schizophrenen Patienten beschäftigte, nennt dieses Phänomen Begriffszerfall: „Die Begriffe werden nicht mehr scharf voneinander abgegrenzt, sie können beliebig ineinander übergehen und miteinander verschmelzen“ (Navratil, 1968: 47)⁹.

Zu den „graphozentrischen“ Verfahren ist auch das Anagramm *Король Испании – Король Писании sowie Каспис – Писак* (siehe Anm. 4) zu rechnen. Fasst man das Anagramm als metaphorische „Verräumlichung von Zeichen“ (Derrida, 1990: 151) wird deutlich, worin der Bruch mit der Repräsentativitätslogik genau besteht: Er vollzieht sich nicht auf assoziativer Ebene, sondern reorganisiert das Zeichen anhand seiner schriftlichen Elementarbestandteile neu, ohne dabei auf semantische Relationen zurückzugreifen. Nach Haverkamp gehen Anagramme

vor solche Voraussetzungen [semantische und syntaktische; Anm. A.H.] zurück. Sie schreiben sich ‚gegen den Strich‘ (griech. ana-) der syntaktischen Verknüpfungen und semantischen Sinnbildungen in das gegebene signifikante Material ein und reduzieren es damit: führen es zurück auf eine Materialität vor jeder Signifikation, die im Text als ein bloßes „Phonempolster“ [Zitat Peter Wunderli; Anm. A.H.] fungiert. (Haverkamp, 2000: 137)

Dabei ist bemerkenswert, dass – nimmt man Derridas Terminus der Verräumlichung buchstäblich – diese auch zusätzlich auf der Ebene der Bedeutung vollzogen wird: Aus dem König des Schreibens wird der König eines durch geographische Grenzen definierten Staates.

⁹ In Popriščins Fall kann diese reine Beliebigkeit im Konstruktionsprinzip des Texts zwar angezweifelt werden, die Illusion für den interpretatorisch nicht geschulten Leser ist jedoch perfekt. Durch den nicht von der Hand zu weisenden Gehalt von Popriščins „Begriffsverschmelzungen“ nimmt Gogol tiefenhermeneutische Perspektiven, wie sie die Psychoanalyse Jahrzehnte später etablierte, gewissermaßen vorweg. Diese Vorwegnahme steht in einer Tradition, die den Äußerungen von psychisch Kranken einen verborgenen Sinn zuerkannte. In Russland war diese Perspektive bis zur Revolution höchst produktiv. So wurden und werden einige Wahnsinnige als *jurodivye* von der orthodoxen Kirche als Heilige verehrt, allen voran der Hl. Basilius, Namensgeber der bekannten Basilius-Kathedrale im Zentrum Moskaus. Für eine aktuelle Aufarbeitung der Geschichte des *jurodstvo* siehe Münch (2017).

Diese Doppeltheit einer grammatologischen wie semantischen Verräumlichung findet sich auch im bereits zitierten Satz „Я советую всем нарочно написать на бумаге Испания, то и выйдет Китай” (Gogol, 1938: 212). Die Verknüpfung *Испания – Китай* lässt sich nur auflösen, schiebt man als Zwischenschritt *писание* ein. Während es sich beim ersten Schritt somit um eine schriftliche Verräumlichung handelt, wird die Transformation in der Verbindung *писание – Китай* semantisch rückgebunden. Folgt man Gregg (1999: 446), so ist China hier keineswegs zufällig gewählt, sondern als Ursprungsland sowohl der ältesten Schriftsprache als auch von Drucktechnik, Kalligraphie, Papier- und Glasherstellung. All diese Begriffe sind eng mit der Schriftkultur verbunden, als deren König sich Popriščin betrachtet. Im besprochenen Satz wird die anagrammatische und die semantische Relation zusätzlich durch eine Thematisierung des Schreibakts vermittelt. Popriščin kodiert nicht bewusst, im Gegenteil, der Akt des Schreibens gewährt erst in der Entäußerung einen Erkenntnisgewinn. Dabei wird der Schreibende wiederum zum Lesenden, der erstaunt ist über das, was sich ihm durch das Schreiben der Wörter eröffnet. Die Gleichartigkeit von Spanien und China wird so zum Gegenstand des generellen Gestus’ des lesenden Erkennens, der in den *Zapiski sumassėdšego* vorherrscht. Die Schrift, die in der abendländischen Metaphysik als Herausfallen aus der Innerlichkeit des Sinns abgewertet wird, gelangt hier zur Emanzipation und schließt gleichzeitig den Zirkel: Einerseits ist die Schrift Popriščins immer schon eine gelesene, in der die Stimme hörbar wird, andererseits entzieht sie sich der Stimme, indem sie den horizontalen Raum neue Pfade erschließt, die der Protagonist erkunden wird.

Es ist an dieser Stelle noch eine erklärende Bemerkungen zum Terminus „Verräumlichung” hinzuzufügen. Gemeinsamkeiten zwischen Schrift und geographischem Raum hat bereits Derrida beschrieben. So betrachtet er beispielsweise den Weg, der sich dem Wald als Differenz einschreibt, in der *Grammatologie* insofern als Analogie zur Schrift, weil Weg und Schrift von ständiger Iteration begriffen sind, also immer wieder begangen bzw. gelesen werden (vgl. Derrida, 1990: 188f.; Dreisholtkamp, 1999: 145).

In Popriščins Fall gestaltet sich der geographische Raum anders und von vornherein komplexer. Seine Affinität zur Horizontalen erwächst zunächst aus der Unmöglichkeit in der starren gesellschaftlichen Hierarchie aufzusteigen und seine Bedürfnisse zu befriedigen. Sein endlicher Ortswechsel, also die Fahrt nach Spanien bzw. ins Irrenhaus, resultieren jedoch nur in einem verunsichernden Gefühl der Fremdheit und Differenz. Popriščin kann nicht verstehen, welche seltsamen Sitten in diesem Spanien herrschen: „Не понимаю,

не понимаю, решительно не понимаю ничего.” (Gogol, 1938: 213) Als Leser der *Severnaja pčela* ist er stark an Politik interessiert, kommentiert politisches Geschehen, trifft Einschätzungen und bezieht, wie hinlänglich belegt ist, die Inspiration zu seiner königlichen Identität aus den realen Ereignissen im Spanien des Jahres 1833, die in der Zeitung ausführlich abgedruckt werden. Die Bewegung in den Raum, d.h. der imaginierte Ortswechsel, ist somit auch Flucht in die Zeitungswelt, die ihm weitere Horizonte verspricht als das triste Beamten-dasein. Es ist das gedruckte Spanien, in das sich Popriščin begibt, das Spanien, das schwarz auf weiß in der Zeitung zu finden ist, und dort, wie Solutuski (1975: 38f.) belegt, in der Ausgabe vom 9. Februar 1834 an eine Serie zur St. Petersburger Irrenanstalt grenzt.

Wenn also oben von einer Verräumlichung gesprochen wurde, die sich auf zwei scheinbar widersprüchliche Konzepte berief, so kann nun von einer Einheit beider Räume gesprochen werden. Das Spanien des Anagramms ist das gedruckte Spanien der Zeitung, es ist das geschriebene und das gelesene Spanien – letztendlich aber immer Schrift, durch die sich Popriščin dem erdrückenden Kontext seines Beamten-daseins entzieht. Oder anders formuliert: Je weiter die *Zapiski sumassědšego* führen, desto stärker wird der Schrift-Text als Supplement zur Präsenz einer schaffenden Subjektivität. Erst in der Schrift kann Popriščin eine Differenz erfahren, deren er sich im nächsten Zug schöpferisch bemächtigt.

Es ist hier noch ergänzend zu bemerken, dass sich der Protagonist auch in der Suspension des romantischen Traums vom reinen Schweigen beim Schriftbild bedient. Wie oben dargestellt wurde, ist die Null eine zentrale Metapher des Textes, die – zunächst auf Popriščin selbst angewandt – von ihm im Weiteren auf seine Gegenspieler übertragen wird. Dabei entledigt er sich der semantischen Fundierung der Null als Metapher für Nichtigkeit, indem er das Zeichen in der Gestalt des Signifikanten, also von der runden Form her, weiterdenkt. Popriščins Opponenten sind nicht mehr „Nichts“, sie sind das weiße Blatt Papier, das im Schreiben der Null als phallischer Geste bezwungen wird.

Konklusion

In den vorangehenden Ausführungen wurde in knapper Darstellung versucht die Rolle der Schriftlichkeit im Kontext der spezifischen inhaltlichen und formalen Voraussetzungen der *Zapiski sumassědšego* näher zu bestimmen. Dabei wurde zunächst erörtert, welche Bedeutung den unterschiedlichen Modi der Kommunikation auf inhaltlicher Ebene zukommt, insbesondere dem

Schreiben, Sprechen und Schweigen. Jeder dieser drei Aspekte hat eine tragende Funktion im inhaltlichen Gefüge des Tagebuchs, also in der Auseinandersetzung des Protagonisten Popriščin mit der ihn umgebenden inneren und äußeren Welt. Gleichwohl unterliegen das Schreiben, Sprechen und Schweigen auch formal verschiedenen Nuancierungen in der narrativen Entwicklung. Dies ermöglicht ihre Rolle zusätzlich aus semiotischer Perspektive zu ergründen. Hierbei wurden die im Folgenden prägnant zusammengefassten Thesen aufgestellt und begründet:

Das Sprechen in den *Zapiski sumasšedšego* spielt auf thematischer Ebene eine geringere Rolle als das Schreiben. Fasst man es unter dem Gesichtspunkt der Stimme, d.h. als Gleichzeitigkeit und Markierung von Präsenz, werden jedoch spezifische semiotische Eigenschaften des Textes sichtbar. Die Stimme, die als Komplizin eines binären, phonozentrischen Zeichenmodells betrachtet wird, tritt vor allem im Rahmen einiger auffälliger Strukturen auf, die oben in Ansätzen analysiert wurden.

Die Stimme tritt vor allem dann in den Vordergrund, wenn der schreibende Protagonist die eigene Präsenz, Identität und Vernunft vor der Folie eines intakten, jedoch illusionären Zeichensystems symbolisieren möchte. Dieser Versuch wird jedoch immer von der Schrift, deren er sich dabei bedient, unterwandert. Es gelingt dem Protagonisten somit nicht, schreibend zu einer Emanzipation zu gelangen, die an den Signifikaten seiner Umwelt festhält.

Die Rebellion des Protagonisten gegen die äußere Welt verläuft parallel zu einer verstärkten horizontalen Verräumlichung in der Sprache. Die Verräumlichung äußert sich durch eine stellenweise Loslösung von den Signifikationsmustern der umgebenden Welt. Dabei kommt der Schrift für den Schreibenden eine besondere Rolle zu. Im „Neuschreiben“ der eigenen Identität empfindet Popriščin nun die Lust an der Differenz, die ihm zuvor im gesellschaftlichen Signifikationsrahmen verwehrt blieb.

Die wiedergegebenen Thesen weisen bereits in Ansätzen über die hier vorliegenden Erkenntnisse hinaus und deuten damit an, welche Thematiken in der eigenen zukünftigen Forschung vertieft werden können. Das betrifft sowohl eine tiefergehende Analyse der Rolle des Anagramms in der Konstruktion des Textes als auch das Verhältnis zwischen Lustgewinnung und Schreiben, das sich im Rahmen der Metapher des Schreibens als phallischer Geste aufdrängt.

Bibliographie

- Altschuler, E. L. (2001). "One of the oldest cases of schizophrenia in Gogol's 'Diary of a Madman'". *British Medical Journal* (323), 1475-1477.
- Austin, J. L. (2014). *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words)*, dt. Bearbeitung v. Eike v. Savigny. Stuttgart: Reclam.
- Butler, J. (2016). *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*, 5. Aufl., aus d. Engl. v. Kathrina Menke und Markus Krist. Berlin: Suhrkamp.
- Derrida, J. (2016). *Grammatologie*, 13. Aufl., übers. v. H.-J. Rheinberger u. H. Zischler. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Derrida, J. (1990). "Semiotologie und Grammatologie. Gespräch mit Julia Kristeva". In Peter Engelmann (Hg.) *Postmoderne und Dekonstruktion. Texte französischer Philosophen der Gegenwart*. Stuttgart: Reclam, 140-164.
- Dreisholtkamp, U. (1999). *Jacques Derrida*. München: C.H. Beck.
- Frazier, M. (2000). *Frames of the Imagination. Gogol's "Arabesques" and the Romantic Question of Genre*. New York: Peter Lang.
- Gogol, N. (1938). *Polnoe sobranie sočinenij*. Bd. III. *Povesti*, hrsg. v. N. L. Meščerjakov et al. Moskva: Izdatel'stvo Akademii Nauk SSSR. [zit. als *Zapiski*: XX]
- Gogol, N. (1988). *Aufzeichnungen eines Wahnsinnigen. Erzählungen*, aus d. Russ. v. Ruth Fritze-Hanschmann u. Georg Schwarz. Frankfurt/Main: Insel Verlag. [zit. als *Aufzeichnungen*: XX]
- Gregg, R. (1999). "Gogol's 'Diary of a Madman': The Fallible Scribe and the Sinister Bulge". *The Slavic and East European Journal* (43) 3, 439-451.
- Gustafson, R. F. (1965). "The Suffering Usurper. Gogol's 'Diary of a Madman'". *The Slavic and East European Journal* (9) 3, 268-280.
- Haverkamp, A. (2000). „Anagramm“. *Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden*. Bd. I. *Absenz - Darstellung*, hrsg. v. Karlheinz Barck et al. Stuttgart, Weimar: Metzler, 133-153.
- Kasprzyk, A. (1995). "Gogol's Poprishchin in <The Diary of a Madman>". *Canadian-American Slavic Studies* (29) 3-4, 315-329.
- Kellner, R. (2015). *Der Tagebuchroman als literarische Gattung. Thematische, poetologische und narratologische Aspekte*. Berlin & Boston: De Gruyter.
- Könönen, M. (2011). "Me, the Madman – Writing the Self in Russian Diary Fiction". *Scando-Slavica* (54) 1, 79-101.
- Lachmann, R. (2002). *Erzählte Phantastik. Zu Phantasiegeschichte und Semantik phantastischer Texte*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Maguire, R. A. (1994). *Exploring Gogol*. Stanford: Stanford University Press.
- Münch, C. (2017). *In Christo närrisches Russland. Zur Deutung und Bedeutung des ‚jurodstvo‘ im kulturellen und sozialen Kontext des Zarenreichs*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Navratil, L. (1968). *Schizophrenie und Sprache. Zur Psychologie der Dichtung*, 2. Aufl. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Peace, R. A. (1976). "The Logic of Madness: Gogol's 'Zapiski sumasšedšego'". *Oxford Slavonic Papers* (9), 28-45.
- Spieker, S. (1991). "Writing the Underdog. Canine Discourse in Gogol's 'Zapiski sumasšedšego' and its Pretexts". *Wiener slawistischer Almanach* (28), 41-56.
- Wasznik, P. M. (1997). "The King knocks: Writer and Readers in Gogol's 'Diary of a Madman'". *Russian Literature* (41) 1, 61-92.

- Willms, W. (2008). "Wissen um Wahn und Schizophrenie bei Nikolaj Gogol' und Georg Büchner. Vergleichende Textanalyse von *Zapiski sumasšedšego'* (Aufzeichnungen eines Wahnsinnigen) und Lenz". In T. Klinkert & M. Neuhofer (Hg.) *Literatur, Wissenschaft und Wissen seit der Epochenschwelle um 1800. Theorie Epistemologie – komparatistische Fallstudien*. Berlin: De Gruyter, 89-109.
- Solotuski, I. (1975). "Zusammenhänge: Die Aufzeichnungen eines Verrückten' und Die nördliche Biene". *Sowjetliteratur* (27) 10, 36-50.

About the author

Alexander HARTL is a student at the University of Vienna, Austria.

E-mail: alex.hartl@hotmail.com

MULTICULTURALISM IN LOS ANGELES, CALIFORNIA

Mary Lee BEHAR

Abstract: This paper addresses the socio-political situation around multiculturalism in the United States up to the present day in Los Angeles, California, taking into consideration the history of minorities and how they have interacted and assimilated with "American" culture or not. Some of the ideas covered are monoculturalism, segregation, racism, tolerance, anti-discrimination policies, affirmative action, Black Power, the Chicano Movement, immigration and religion. The paper seeks to analyse the current demographics of one of the most diverse cities in the world and to highlight the challenges and benefits of such diversity and the prospects for peace, understanding and true equality in such a society.

Keywords: *multiculturalism, African-American, Chicano, discrimination, Trump*

Motto: *Love always wins.
Tiffany Snow*

Introduction

The concept of multiculturalism is described by *Random House Dictionary* as "the preservation of different cultures or cultural identities within a unified society, as a state or nation," (multiculturalism, 2010) by *Collins English Dictionary* as, "the policy of maintaining a diversity of ethnic cultures within a community" (multiculturalism, 2012) and by *The New Dictionary of Cultural Literacy* as "the view that the various cultures in a society merit equal respect and scholarly interest" (multiculturalism, 2005).

According to the most recent census in Los Angeles County from July 2016, the population is 10,137,915. The demographics represented are Latino, White, Asian, Black, American Indian, Pacific Islander, Alaska Native, Native Hawaiian, or of a mixed race. The percentage of immigrants born outside the United States and living in Los Angeles is 34.5% and 56.7% speak a language other than English at home. In fact, "According to county records, there are at least 247 languages spoken and approximately 62 ethnically themed festivals held every year in Los Angeles County." (Hrushetska, 2013).

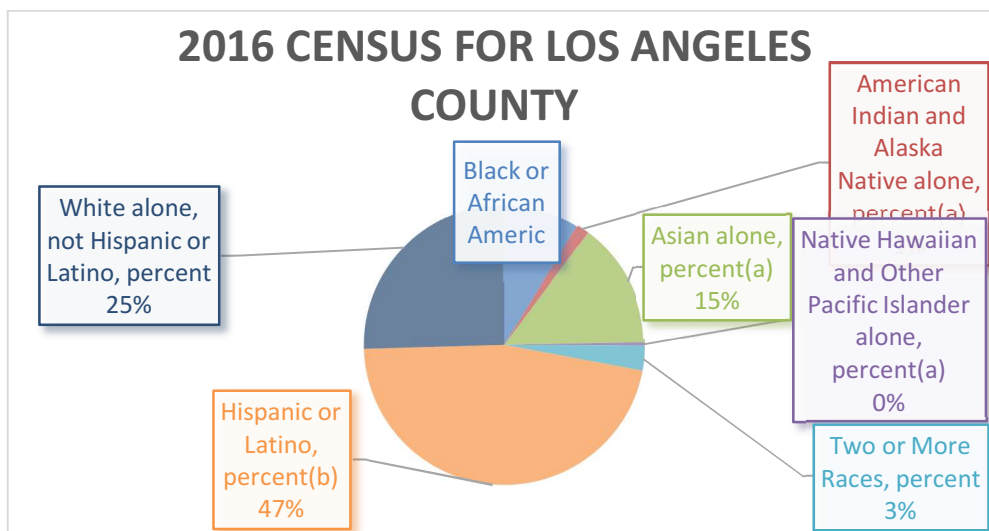


Fig. 1 Census Data for Los Angeles County (2016)

1. The Challenges of Multiculturalism

1.1 Languages

Los Angeles, and the United States in general, is a great window into the phenomenon of multiculturalism, for all its advantages and disadvantages. Sometimes not speaking the same language can be a barrier, but it is not an impossible one to cross with the help of an interpreter.

1.2 Multicultural Households

As diverse as Los Angeles is, it is interesting that only 2% are mixed race. This does not take into account all the mixed ethnicity homes. Just in our circle of friends, there are Latino/Romanian, Filipino/Romanian, Mexican/Black, Mexican/Jordanian and Italian/American just to name a few. They say that mixed race children are more beautiful. It is not uncommon to find mixed race couples or partners of different religions. In fact, Christians and Jews often get married and the partner with the strongest religious convictions gets to choose the religion for the child or sometimes they celebrate both sets of holidays or none of the above.

Often-times, tradition would prefer people to stay within their ethnic or religious communities and the truth is that doing so tends to preserve cultures better in future generations. I, for one, am a product of multiculturalism and lack of cultural identity. I was born in New York, raised in Los Angeles. My mother was born in Colombia. My father was born in Israel. His parents were born in Palestine and Poland. My mother is Catholic. My father was Jewish.

(He passed away in 2009.) I never learned Hebrew because I didn't live with my father. The Spanish I learned at home was very basic and until after college, I didn't speak it very well. I knew my roots were Colombian but I had never visited Colombia, I hardly had a grasp on the language and traditions. I always identified as American, although I found myself incompatible with American men, because of different values. I suppose I would be the textbook example of aculturalism in a multicultural setting.

2. Diversity in Los Angeles

2.1 Monoculturalism

In Los Angeles, there are many ethnic groups, many of which have large concentrations in certain areas for example, "Little India," "Little Armenia," "Thai Town," "Korea Town," "China Town," "Tehrangeles"/"Little Persia," "Little Ethiopia," "Placita Olvera" and historically "Little Italy," etc. In these areas, it is not uncommon to find people who do not speak any English because they can go about their daily lives interacting in their mother-tongue. It is important to mention monoculturalism in an article about multiculturalism because even though these groups can stay in their own cultural bubbles, anyone can enter and exit the bubble as they please, even if it is just for a taste of the food.

Ethnic festivals, such as Greek festivals, are another cultural bubble that everyone is invited to. They are a celebration of Greek music, food, dancing, ancient civilization, language and the beautiful churches that usually host these events. Greek and Armenian families are pretty notorious for wanting their children to marry one of their own and are some of the most successful at maintaining their own cultures while living in areas with a predominantly different culture. Every year Armenians around the world unite to remember when the Turkish people tried to eradicate their people. Events like these are sad but also very effective ways of building unity within these monocultures. Once a year in Glendale (an Armenian area in Los Angeles), the locals fly Armenian flags on their cars as part of the commemoration. Other ways of finding monocultures are in churches, language schools, meet-up groups, and restaurants, all of which help to keep the traditions alive.

2.2 Multiple Religions

The United States (and Los Angeles being one of its largest and most diverse cities) is a melting pot not only of cultures but also of religions. The country was based on Judeo-Christian values and banks and government offices are

always closed on Christmas, the only religious holiday they observe. In general, the United States welcomes all religions and Los Angeles, in turn, has Buddhist, Shinto, Hare Krishna, Sikh and Hindu temples, (Muslim) mosques, (Christian) churches and synagogues. For the most part, all of these enjoy religious freedom in the United States, free of persecution. This was one of the most important things for early Americans because the Quakers and the Puritans came to the United States, specifically for that purpose. The First Amendment of the Constitution states, "Congress shall make no law respecting an establishment of religion or prohibiting the free exercise thereof."

Unfortunately, post 9-11, anyone who wears a turban or appears Muslim can face some discrimination, particularly in airports, since this particular religion was associated with multiple terrorist attacks world-wide. Logical people realize however that Muslims should not be judged by an extremist sect of suicide-bombers. The American government, and as a consequence, all airport security worldwide has gotten very rigid and disproportionately discriminatory toward these people. In 2017, President Donald Trump even instituted a ban on travel to and from 8 Muslim countries because of his own prejudices.

2.3 Chicano Movement

Los Angeles is only two and a half hours away from the Mexican border and because of its strong economy (one of the strongest in the world), it has attracted many Mexican immigrants, who often times risk their lives to cross the border illegally. (In fact, this phenomenon is parallel to the situation of Romanians who go to other parts of Europe for better opportunities and leave their families behind.) Many of these immigrants take on jobs that are very physically demanding and don not require much knowledge of the English language - jobs such as farmworkers, kitchen staff, housekeeping, construction, painting and factory work. Many of these undocumented workers receive less than minimum wage because they work under the table.

In the 1960s, Cesar Chavez founded a union for farmworkers along with Dolores Huerta to ensure fair wages and fair working conditions. He popularized the slogan "Sí se puede." At the same time, Mexican-Americans felt a need for cultural identity. They were neither wholly Mexican, nor wholly American. So, they created the term "Chicano" and created works of art and literature to express their identity as the children of Mexican immigrants and from there, they took to the streets in hopes of equal rights, fair wages (for farmers), fair immigration laws, equal access to universities etc. Latinos (in large part Chicanos) make up 47% of Los Angeles County.

Currently President Trump is trying to undo a program called the DREAM Act (aka DACA) which would allow children who entered the country illegally but are now in college or recent graduates under the age of 35 to have a chance at citizenship. Undoing this would immediately deport all those young people. He also wants to deport all illegal immigrants and build a wall between the US and Mexico to keep illegal immigrants out for good. It is ironic that the Trump campaign is so hostile toward immigrants considering that his own wife is an immigrant.

2.4 #Black Lives Matter

Unfortunately, the African-American community has historically been one of the most discriminated against in the United States - from the 246 years of slavery (starting in 1619 with the British colony in Jamestown, Virginia, through the Declaration of Independence in 1776, until 1865 when slavery was abolished) to the years of segregation and now fast-forwarding to the police brutality against African-Americans which has made headlines lately, but is nothing new. Segregation, the separation of Whites from Blacks in schools, restaurants, housing etc. was legal from 1896 – 1965. In the 1960s and 70s similar to the Chicano movement, there was a Black Power (Black Panther) movement, also to promote self-advocacy and to combat incidences of discriminatory police violence. In 1992, there was an uprising in Los Angeles known as the Rodney King riots where four Los Angeles Police Department officers were acquitted of excessive force at the arrest of Rodney King. Property damages were estimated at over \$1 billion. Over 12,000 people were arrested, 63 people were killed and 2,383 people were injured.

Fast forward to 2009 when Barack Obama was elected as president. For many African-Americans, the election and re-election of Barack Obama as president of the United States was a historic and very emotional moment that many African-Americans did not think they would live to see. Barack Obama opened the door for other African-Americans who might follow him in the most important office in the country and at the same time, one would think this accomplishment was a sign of true equality, once and for all.

In Los Angeles, it is hard to believe that African-Americans still worry about incidents of discriminatory police violence, because in general, Los Angeles is a very open, multicultural and progressive city. However, the entertainment industry still recognizes that we have a ways to go. The recent Blockbuster, Black Panther, creates the first Black Superhero on the big-screen and idealizes the African nations. This is in the midst of the #Black Lives Matter movement

which began in 2013 and is ongoing - a modern-day battle against police violence against Black people nationwide.

2.5 Other Minorities

The Lesbian, Gay, Bisexual, Transsexual and Queer community is very active in Los Angeles (especially in West Hollywood) and one could say that "Weho" is a safe-haven for the LGBTQ community. Santa Monica Boulevard is lined with gay nightclubs, restaurants and shops. Once a year, they have a "pride" festival that celebrates their sexual orientation and for Halloween, also on Santa Monica Boulevard, there is a Halloween parade where the whole community comes out (the streets get packed and most people walk from home) and the transvestites celebrate their femininity in extravagant costumes. Homosexuality is seen as another version of normal, although some heterosexuals are not so accepting, and homosexuals have been given the right to marry and adopt children.

3. Hope for Multiculturalism

3.1 Martin Luther King

Instrumental in the movement for civil rights, aka equal rights for all, regardless of color, was Martin Luther King who used the power of his words to lead peaceful protests and inspire fellow African-Americans that things would get better. He is most known for his role in the civil-rights movement, his assassination, and his "I Have a Dream" speech (1963) from which I quote:

And so even though we face the difficulties of today and tomorrow, I still have a dream. It is a dream deeply rooted in the American dream.

[...]

I have a dream that one day on the red hills of Georgia, the sons of former slaves and the sons of former slave owners will be able to sit down together at the table of brotherhood. [...]

I have a dream that my four little children will one day live in a nation where they will not be judged by the color of their skin but by the content of their character. [...]

With this faith, we will be able to transform the jangling discords of our nation into a beautiful symphony of brotherhood. With this faith, we will be able to work together, to pray together, to struggle together, to go to jail together, to stand up for freedom together, knowing that we will be free one day. [...] And [...] when we will be able to speed up that day when all of God's children, black men and

white men, Jews and Gentiles, Protestants and Catholics, will be able to join hands and sing.

Although this was specifically written to address the racial inequality between Whites and Blacks, it could easily be applied to all the other ethnic groups in Los Angeles, and the whole world even in the present day. Many preachers, like King, continue to pray for peace and social justice, and as our youth become more conscious of taking care of the earth, ending futile wars, respecting and appreciating one another's strengths and differences, one would hope that we could form lasting peace and collaboration.

In 1883, Emma Lazarus wrote a poem called „The New Colossus“ which now sits on a bronze plate at the base of the Statue of Liberty in New York. The excerpt below from said poem reaffirms that the United States is a land of opportunity that welcomes immigrants.

Give me your tired, your poor,
Your huddled masses yearning to breathe free,
The wretched refuse of your teeming shore.
Send these, the homeless, tempest-tost to me, I lift my lamp beside
the golden door!

Even with the current political climate, America is still the land of immigrants and children and grandchildren of immigrants. And the message on the Statue of Liberty is there to stay.

3.2 Solutions for Co-existing

Some safeguards for co-existing peacefully are found in the federal law. The Civil Rights Act of 1964 states that it is illegal to discriminate against someone based on sex, race, color, religion or national origin. Additionally, it is illegal to discriminate against someone because of their age (1968), pregnancy (1978), sexual orientation and gender identity (only in certain states including California), disability (1990), or genetic information (2008). All of these categories are considered “protected classes.” These laws are very specific in regards to employment law and housing, meaning that if someone feels they have been discriminated against or harassed because of these factors either in the workplace, in finding housing or in obtaining financing for a home-loan, or even if a business is discriminating, these classes can seek legal recourse by suing the party at fault. Between 1961 and 1998, “affirmative action” tried to protect minorities by ensuring that a certain percentage of minorities were

guaranteed a place in universities and any federally funded projects. Ironically, after affirmative action was deemed as "reverse discrimination," taking jobs and student spots from more qualified White people, the University of California Los Angeles began to do more outreach to help prepare minority high school students to get into college and they began to weigh more heavily, the adversity that incoming students had overcome in order to get to college. This saw an increase in minority enrollment which was more representative of the demographics of Los Angeles.

Diversity in the work-place and in advertisements is considered ideal and it is not uncommon to see advertisements with a token Asian, Latino, Black, and White person, and an equal number of males and females. It is in fashion to be as politically correct and inclusive as possible. American Airlines is a good example of this: on my last flight from Los Angeles to Washington, I had stewards and stewardesses, between ages 25 and 60, overweight and skinny, White, Latino, Black and Asian. The Boy Scouts of America, another organization with deep American roots, founded 108 years ago, just changed its policy in January of 2018 to include girls under the same group (instead of limiting them to the Girl Scouts of America). On May 2, 2018, the same organization announced it will now be called the Scouts BSA to be more inclusive.

The month of December brings its own set of multicultural challenges. Traditionally December revolves around Christmas, which has become more of a consumeristic celebration than a religious one. Christmas carols play on the radio and in the stores, all kinds of Christmas paraphernalia and Christmas-inspired sales hit the stores and people wish each other a "Merry Christmas." However, in the past twenty years, it has become more politically correct to wish strangers "Happy Holidays" because you do not want to offend a non-Christian by wishing them a "Merry Christmas." One might even hear a token Hannukah song after every ten Christmas songs. An alternative to wishing everyone a "Merry Christmas," is wishing everyone you meet a happy everything, "Merry Christmas, Happy Hannukah, and a Happy Kwanzaa." Kwanzaa is a traditional African holiday that falls in the same time-period.

Conclusion

It is our duty as citizens of the world to learn from one another, to make friends with people who are different from us... and in doing so, realizing that we really aren't that different after all. Although what can be seen on the exterior of the iceberg is, in fact, different (the clothes, the food, the location, the religions),

most people, regardless of where they come from, share similar struggles, joys and values. Everyone wants to feel loved and accepted. Everyone wants to make a valuable contribution to society. Everyone wants to grow and have new experiences, while still keeping a sense of continuity and comfort. To quote Professor Carmen Ardelean, from UTCB, "intercultural awareness is... having an understanding both of your own and other cultures, and particularly the similarities and differences between them" (personal communication, n.d.). This is the path toward successful multiculturalism.

Although the current administration would rather serve rich White men and create walls instead of bridges, it is not forgivable to treat others as inferior to you or "less than" or as a threat to national security just because they are from a different country, religion etc. Thankfully there are also loving people in the world and in Los Angeles especially who still strive for the ideals of the 1960s - peace and love and stewardship of the Earth. Organizations like Servas or Refugees Welcome to Dinner are peace-based organizations that are trying to break these cultural barriers. There are also charities like Baby2Baby that deliver hand-me-downs to local children who are less fortunate. Museums like the Museum of Tolerance, LACMA, the Getty and several ethnic museums also help with understanding by having exhibits about cultures from all over the world. Ethnic festivals also push this dialogue along.

It is a thin line between assimilating into the predominant culture and losing your own but somehow it has worked to date. While it is true that in many ways Los Angeles is not yet a multicultural utopia, locals benefit from not having to be limited to one kind of food or a handful of holidays and celebrations a year. There is always a cultural event going on somewhere in the city for those open enough to look.

References

- Abrar, L. (2016). Why You Should Consider Aculturalism. Retrieved from <https://www.thegazelle.org/issue/99/commentary/aculturalism>.
- Black Lives Matter (n.d.). Retrieved from https://en.wikipedia.org/wiki/Black_Lives_Matter.
- Cesar Chavez (n.d.). Retrieved from https://en.wikipedia.org/wiki/Cesar_Chavez.
- Employment discrimination law in the United States. (n.d.). Retrieved from https://en.wikipedia.org/wiki/Civil_Rights_Act_of_1964.
- Hrushetska, M. (2013). Beyond Multiculturalism. Retrieved from <https://www.aljazeera.com/indepth/opinion/2013/03/20133288732213686.html>.

- King, Jr., M. (1963). I Have a Dream. Retrieved from <http://www.americanrhetoric.com/speeches/mlkhaveadream.htm>.
- Lazarus, E. (n.d.) The New Colossus. Retrieved from https://en.wikipedia.org/wiki/The_New_Colossus.
- multiculturalism. (2010). *Random House Kernerman Webster's College Dictionary*. Retrieved from <https://www.thefreedictionary.com/multiculturalism>.
- multiculturalism. (2005). *The New Dictionary of Cultural Literacy, Third Edition*, by Houghton Mifflin Harcourt Publishing Company. In Dictionary.com. Retrieved from <https://www.dictionary.com/browse/multiculturalism>.
- multiculturalism [Def. 2]. (2012). *Collins Dictionary Online*. Retrieved from <https://www.collinsdictionary.com/dictionary/english/multiculturalism>.
- National Geographic Society (n.d.). A History of Slavery in the United States. Retrieved from <https://www.nationalgeographic.org/interactive/slavery-united-states/>
- The Presidency of Barack Obama (n.d.). Retrieved from https://en.wikipedia.org/wiki/Presidency_of_Barack_Obama.
- The United States Census Bureau. (2016). Quick Facts Los Angeles County, California. Retrieved from <https://www.census.gov/quickfacts/fact/table/losangelescountycalifornia,losangelescitycalifornia/PST045216>.
- Watanabe, T. (2016). How UCLA is Boosting Campus Diversity, Despite the Ban on Affirmative Action. Retrieved from <http://www.latimes.com/local/california/la-me-ucla-diversity-20160620-snap-story.html>.
- 1992 Los Angeles Riots (n.d.). Retrieved from https://en.wikipedia.org/wiki/1992_Los_Angeles_riots.

About the author:

Mary Lee BEHAR is a MA student of the Specialised Translation and Interpretation programme, the Technical University of Civil Engineering, Bucharest, Romania, with a BA from UCLA

E-mail: mbehar@gmail.com

LOCALIZATION OF A ROBBINS BROTHERS WEBSITE

Mary Lee BEHAR

Abstract: This paper provides an analysis of the challenges and solutions of localizing the text of an American diamond engagement ring website from English into Romanian. How do you take a "luxury" item that has been engrained in American culture and transfer it to another culture? This paper begins with a brief history of the diamond engagement ring industry in the United States and followed by a discussion on the localization and translation of the website for one of the most prominent diamond engagement ring companies in the United States into Romanian.

Keywords: *localization, website, Romanian, English, diamonds*

Motto: *Diamonds are a girl's
best friend.
Howard Hawks - "Gentlemen
Prefer Blondes"*

Introduction

The history of the diamond engagement ring

In 1477, the Archduke Maximilian of Austria proposed to his fiancée Mary of Burgundy with a diamond engagement ring, in the first well-documented use of the diamond ring as an engagement ring. This began a tradition of nobility giving diamond rings to loved ones. Fast-forward to the 1930's, the Depression (1929 -1941) and the era after World War I (1914-1918) which saw a great decline in the purchase of diamonds. The De Beers Company founded in 1888 by Cecil Rhodes controlled the majority of the world's diamonds and wanted to capitalize on that. In the 1930's, they began a large marketing campaign showing movie stars covered in diamonds, making advertisements about how a man needed to prove his love by spending two months of his salary on a diamond engagement ring and also, hired Frances Gerety in 1947 to create a memorable slogan. What she came up with was, "A Diamond is Forever." This slogan has been called the slogan of the century because its use was so successful. Currently, the tradition of giving a diamond engagement ring is so embedded in our culture that, according to <https://www.creditdonkey.com/engagement-ring-statistics.html>, 87% of American brides will opt for a diamond ring while 13% will opt for a different stone.

In 1949, Marilyn Monroe sang the well-known song, "Diamonds are a Girl's Best Friend." Children grow up listening to lullabies like "Hush Little Baby" whose lyrics read, "Hush little baby, don't say a word, Mama's gonna get you a mockingbird and if that mockingbird don't sing, Mama's gonna get you a diamond ring". A combination of well-known tunes and a practice so well-engrained in American society, makes it so that this tradition is alive and well today as well.

Localization of the diamond industry

While the practice of buying diamond engagement rings is very common in the United States, many other countries haven't fully adopted the idea yet, if at all. Romania, for instance, is a gold-band toting country. Traditionally people exchange gold bands as a sign of their love in Romania and although there are some who buy promise rings as a sign of their love, there is not really a push to buy any particular type gemstones or diamonds in those rings. A few jewelers have started to promote the idea of diamonds in Romania, in part because it can lead to much higher profits per sale.

1. Localization of the Robbins Brothers website

1.1 Initial challenges

In this exercise, I chose to localize a Robbins Brothers Website. Robbins Brothers is one of the better-known engagement ring chains but it has not yet started advertising in Romania. There are a lot of factors to consider when deciding what elements of a website to localize.

a) To translate the company name or not

I chose not to translate or modify the company name because other brands like Apple, McDonalds, and even Kentucky Fried Chicken have all done very well without changing the brand-name. So "Robbins Brothers" remains "Robbins Brothers" throughout the project.

b) The company logo

I think it is important to localize the company logo/slogan. This is what gives people a sense of the company's mission/purpose and it is good for the target audience to see that in their own language – good marketing. I translated the Robbins Brothers company slogan from "the engagement ring store" to "magazinul pentru inele de logodnă."

1.2 Other challenges of localization

“Shop”

The header “Shop” was a little tricky because although Romanian has the expression “a face shopping” that seemed a little long and did not fit the context. “Cumpără” is a little better but still was not quite right because “a cumpăra” is “to buy” and more than sales, shopping implies the art of looking through any number of things until you find your treasure. After seeing that all the Romanian diamond websites had no shopping section, I had my answer. This section shall be called “Inele.” It has no connotation of a pushy salesperson, it encompasses the whole online collection, and someone can “shop” within the collection as little or as much as he/she chooses to.

Local shops and a local phone number

The company will of course have to provide a local store and a local phone number to make itself more readily available to clients in Romania. For the purposes of this exercise, I found a random local number and inserted it in the website. A company cannot exactly call itself “the engagement ring store” in a new market without having at least one physical location in the target country.

A lifetime of sparkle – guaranteed

Originally, my intention was to translate “a lifetime of sparkle” as “o viață întreagă de strălucire – garantat.” Seeing as this translation would be significantly longer than the original and in this set-up, either the number of characters or the font size would have to be modified in order for it to fit in the allotted space, my next attempt was “strălucire în veșnicie - garantat” which definitely met the criteria to fit in the space allotted and had a certain ring to it, but also had religious overtones. Next, I thought of “strălucire întodeauna – garantat” and this was the best choice because of brevity and effectiveness in conveying the desired message.

The day the dream comes true

Initially, I was going to translate “the day the dream comes true” as “ziua în care visul devine realitate” but there was not enough space so I changed it to “ziua când visul devine realitate” and it fit perfectly.

Just because I _____ you

This one was challenging because this structure for common expressions of love is very inflexible in Romanian and different from its English counterparts. “I love you” in Romanian is “te iubesc” (you I love). “I like you” in Romanian

is "îmi plăci" or "îmi place de tine," which literally mean "to me you are pleasing" or "to me I like of you." Neither one of these common expressions fit well in the phrase, "pur și simplu pentru că eu ____ tu (just because I ____ you)." The best translation, I could come up with was "Pur și simplu pentru că te ____." But it can only really be completed by a handful of appropriate terms i.e. apreciez, iubesc, îndrăgesc whereas the next idea I came up with "Pentru că îmi ești ____" which can be completed by more options (dragă, iubită, soție, mamă, prietenă) and seems to fulfill the website needs better.

Designers & collections

I was thinking of how to translate the word "designers" in "Designers & Collections" and then I realized that "designer" is the same word in English and Romanian and I chose to leave the cognate.

1.3 Localization of an Educational Article

The educational article I chose to localize from the Robbins Brothers website, was a pretty standard translation with the exception of one reference that needed to be made more culturally relevant. This was the line that read, "64% of women do not want to see their name on the Jumbotron." At first, I was unsure what a Jumbotron was. Upon looking it up, I could see that it refers to big screens in public places like the ones in Times Square, New York. I do not believe there is a place in Romania with Jumbotrons full of commercial advertisements and the lights and visual stimulation that usually tend to be all around them. So, I decided to come up with an equally embarrassing situation that more Romanian women might relate to, and then it hit me. In the city of Bucharest there is quite a bit of graffiti, some of which are messages of love and inspiration, and there are also large ads on the sides of buildings. I chose to combine these two thoughts with the following translation: „64% dintre femeii nu vor să-și vadă numele pe laterala unei clădiri.” Furthermore, it seemed that the side of a building was a perfect transfer since it is a "canvas" that can be similar to a Jumbotron both in size and visibility to the public eye, and also for the level of embarrassment it would provide the average woman.

2. Translations

2.1 Original text

Proposals

We believe in the perfect marriage proposal. We believe that every engagement ring should be presented in a romantic, personal way that is meaningful to you. That is why we will help you plan your proposal, free of

charge, and remind you that 64% of women do not want to see their name on the Jumbotron. From intimate champagne picnics to helicopter flyovers, Robbins Brothers will make your proposal dream a reality.

2.2 Translated text into target language: Romanian

Cereri în căsătorie

Credem că există cererea în căsătorie perfectă. Credem că fiecare inel de logodnă trebuie prezentat într-o manieră romantică și personală, care o să fie specială pentru tine. Cu acest scop, noi te vom ajuta la planificarea cererii tale, gratis, și îți amintim că 64% dintre femei nu vor să-și vadă numele pe laterala unei clădiri. De la picnicuri romantice până la zboruri deasupra unor zone pitorești cu un elicopter, Robbins Brothers te ajută să-ți faci visul cererii o realitate.

3. Text in localization strings

3.1 Original text in localization strings

```
<!DOCTYPEHTML>
```

```
<html>
```

```
<body>
```

```
<h1><Proposals><h\1>
```

```
<p> <We believe in the perfect marriage proposal> <.> <We believe that>  
<every engagement ring should be presented> <in a romantic, personal way>  
<that is meaningful to you> <.> <That's why> <we'll help you> <plan your  
proposal,> free of charge,> <and remind you that> <64% of women> <do  
not want to see their name> <on the Jumbotron> <.> <From intimate  
champagne picnics> <to helicopter flyovers,> <Robbins Brothers will make  
your proposal dream a reality> <.> </p>
```

```
</body>
```

```
</html>
```

3.2 Translated Text in Localization Strings

```
<!DOCTYPEHTML>
```

```
<html>
```

```
<body>
```

```
<h1><Cereri în căsătorie><h\1>
```

<p> <Credem că există cererea în căsătorie perfectă> <.> < Credem că>
<fiecare inel de logodnă trebuie prezentat> <într-o manieră romantică și
personală, > <care o să fie special pentru tine> <.> <Cu acest scop, > <noi
te vom ajuta> <la planificarea cererii tale, > <gratis, > < și vă amintim că>
<64% dintre femei nu vor să-și vadă numele> <pe laterala unei clădiri> <.>
<De la picnicuri romantice> <până la zboruri deasupra zone pitorești cu un
elicopter, > <Robbins Brothers îți face visul cererii o realitate. > <.> </p>
</body>
</html>

Conclusion

In conclusion, there is a good market for diamonds in Romania that is as of yet largely untapped. This is also a good market because women here are very concerned about their looks and being on top of the latest fashions. It is great that although expensive, diamond rings appeal to a woman's desire to be beautiful and loved and that is as universal as bread and wine. Localization is a great way to open up new markets for new products and I believe this project exemplifies these concepts quite well.

References

The RobbinsBrothers Website: <https://www.robbsinsbrothers.com>

About the author:

Mary Lee BEHAR is a MA student of the Specialised Translation and Interpretation programme, the Technical University of Civil Engineering, Bucharest, Romania, with a BA from UCLA

E-mail: mbehar@gmail.com

WEBSITE LOCALISATION – A CASE STUDY

Georgiana Andreea VLĂDUȘEL

Abstract: The aim of this paper is to provide a case study on website localization, highlight some of the difficulties that may arise during the process and offer possible solutions for overcoming them. Due to the practical nature of the project, a visual approach was taken, in order to emphasize the difficulties encountered and to better present the final product. This paper includes a section analysing the localisation phenomenon in the Romanian market and a section on the theoretical framework, meant to provide background to the practical aspect of the study, as well as a set of conclusions, as resulted from carrying out the project.

Keywords: *localisation, translation, difficulties, solutions, case study*

Introduction

The international aspect of everyday life is evident when analysing statistics on language proficiency and access to technology, the latter being nowadays considered a gateway to disseminating knowledge as well as an important tool which facilitates business transactions big and small. Although Romania occupies the thirteenth place in English proficiency in Europe, it is unrealistic to assume the English language to be the lingua franca on the internet for all Romanians. With statistics quoting a number of 64.3% urban households being equipped with an internet connection, a staggering 91.5% of the 16 to 34 age group and 44.8% of the 55 to 74 one, the magnitude of the online market and its impact in Romania is obvious. The data cited validates the importance of localization for businesses and entities interested in permeating the Romanian market.

1. An exercise in localisation

1.1 Theoretical framework

Localization is the process of adapting, translating and tailoring a product to a specific locale in an adequate way which would condition the consumers of the targeted market to use and assimilate the product as a native one. In order to achieve that, the highest degree of localization would entail adaptations to the language, culture, and technical specificities of the targeted market.

When discussing localization, other key processes should be mentioned, which precede and determine it: internationalization, globalization, and of course, translation. Internationalization occurs during the development of the product.

It aims to design the product in a neutral manner, so that it can cross cultural and language barriers, thus making it easily adaptable and functional in any language and content during the localization stage. While internationalization consists of the preparation stage, globalization represents the actual adaptation of the product to a global design and it incorporates the business activities and strategies required to make the product truly international. The final stage, localization, differs from the traditional translation, as it entails not only the mere rendition of meaning into a new language, but extensive linguistic, cultural and technical adaptations to ensure that the final product is relevant to the desired specific local environments.

1.2 Difference between translation and localization

While the external factors of translation, as envisaged by Christiane Nord, include the author, the commissioner of the translation, the translator and the readers, in the case of localization the list is a longer one, reflecting the technical aspects of the process. It starts off with the individual or collective author of the product, the company which owns it, representing the traditional commissioner, the users, and continues with a multitude of actors including the technical analyst, the managing editor, the indexer, the proof-reader, the data administrator and the graphic designer. In terms of internal factors, traditional translation takes into account the topic of the text, its content, composition and structure, while localization operates with strings, and not the text as a whole, as well as data which are meant to be rendered synthetically, with the aid of the adequate editing software, according to the various formats employed.

Due to the technical nature of the products, localization not only works with text, but with concepts and symbols and is therefore carried out by a team able to address the different aspects of the project. While translation operates with two working languages, source and target languages, localization deals with codes and is conditioned by limitations in the number of signs employed, depending on the desired layout of the product.

1.3 Challenges in website localization

Websites contain several types of data – texts, pictures, multimedia files – and a high degree of localization will entail their accurate cultural adaptation to the desired market. The content of the webpage is dependent and determined by the size of the computer screen and user friendliness needs to be taken into account, which dictates the introduction of scroll bars, menus and hyperlinks as means of resolving these limitations. The textual elements of the webpage

are always represented by short segments, which allow the reader to decide the sequence in which they will be read.

During the localization of these segments, special formats must be considered and the different manner in which they are rendered, according to the specificities of the locale. This is the case for elements which are expressed differently across certain languages and cultures, such as:

- The date and time format;
- The direction of writing;
- Punctuation (also influenced by the direction of writing) and diacritical marks;
- The correct order of a full name;
- Currencies and measurement units;
- Symbols and colours.

1.4 Case study

For the purpose of this exercise, a website was chosen, in order to maximize the results of the localization task in a visible and coherent way. Considering the static HTML format of the website, its localization was relatively easy to achieve, without requiring special software. In terms of content, the webpage chosen represents an overview of Salvador Dalí, his work, biography, influences etc. so it abounds not only in fluent text but also in menus, drop down elements and so on.

Efforts have been made to localize the chosen website, but in the absence of a technical team, translation has played the pivotal part in this project, together with the desire to adhere to the original layout.

Fig. 1 illustrates the website in its original form, while Fig. 2, its localized counterpart.



Salvador Dalí

Spanish Painter, Sculptor, Filmmaker, Printmaker, and Performance Artist

Movement: Surrealism

Born: May 11, 1904 - Figueras, Catalonia, Spain

Died: January 23, 1989 - Figueras, Catalonia, Spain



TABLE OF CONTENTS

- Synopsis
- Key Ideas
- Most Important Art
- Biography
- Influences and Connections
- Resources

QUOTES

← → 1 of 18

"When I paint, the sea roars. The others splash about in the bath."

Salvador Dalí

"The fact that I myself, at the moment of painting, do not understand my own pictures, does not mean that these pictures have no meaning; on the contrary, their meaning is so profound, complex, coherent, and involuntary that it escapes the most simple analysis of logical intuition."

Synopsis

Salvador Dalí is among the most versatile and prolific artists of the twentieth century and the most famous Surrealist. Though chiefly remembered for his painterly output, in the course of his long career he successfully turned to sculpture, printmaking, fashion, advertising, writing, and, perhaps most famously, filmmaking in his collaborations with [Luis Buñuel](#) and [Alfred Hitchcock](#). Dalí was renowned for his flamboyant personality and role of mischievous provocateur as much as for his undeniable technical virtuosity. In his early use of organic morphology, his work bears the stamp of fellow Spaniards [Pablo Picasso](#) and [Joan Miró](#). His paintings also evince a fascination for Classical and Renaissance art, clearly visible through his hyper-realistic style and religious symbolism of his later work.

Key Ideas


Fig. 1 Website to be localised

THE ART STORY
Modern Art Insight

CURENTE ARTIȘTI CRONOLOGII CONCEPTE BLOG

Despre noi Organizație nonprofit


ARTIȘTI SALVADOR DALÍ



Salvador Dalí

Pictor spaniol activ în sculptură, cinematografie, tipografie și artele spectacolului
Curent: [Suprrealism](#)

Data și locul nașterii: 11 mai 1904 - Figueras, Catalonia, Spania
Data și locul morții: 23 ianuarie 1989 - Figueras, Catalonia, Spania



CUPRINS

- Rezumat
- Concepte cheie
- Lucrări notabile
- Biografie
- Influențe și conexiuni
- Resurse

CITATE

1 din 18

„Când pictez, marea vultură. Ceilalți se bălăcesc în cadă.”
Salvador Dalí

„Faptul că eu însumi nu-mi înțeleg propriile mele imagini în timp ce pictez, nu înseamnă că aceste imagini nu au semnificație; Dimpotrivă, sensul lor este atât de profund, complex, coerent și involuntar încât nu poate fi pătruns de cea mai simplă analiză a intuiției logice.”
Dalí

Rezumat

Salvador Dalí este unul dintre cei mai versatili și prolifici artiști ai secolului XX și cel mai renumit artist suprarealist. Deși este cunoscut în principal pentru realizările sale în pictură, Dalí și-a îndreptat atenția pe parcursul îndelungatei sale cariere și spre sculptură, grafică, modă, literatură și cinematografie, colaborările sale cu [Luis Buñuel](#) și [Alfred Hitchcock](#) devenind celebre. Dalí a fost renumit în egală măsură pentru personalitatea sa teatrală și rolul provocator pe care și l-a asumat și pentru virtuozitatea sa tehnică incontestabilă. Lucrările sale timpurii în care explorează morfologia organică poartă amprenta conașionalilor săi, [Pablo Picasso](#) și [Joan Miró](#). Picturile sale manifestă de asemenea o fascinație pentru arta clasică și epoca renașterii, elemente vizibile în stilul său hiper-realist și simbolismul religios din ultimele sale lucrări.

Concepte cheie

Fig. 2 Localised website

1.4.1 Difficulties

The first difficulty encountered was the localization of the website's name and its caption, "The Art Story, Modern Art Insight". As it can be observed from Fig. 2, these elements were kept as such. While a translation option was found, the technical nature of the webpage prevented its implementation. Upon inspection of the title it was revealed that the logo, title and caption were all included in a picture element, as opposed to an HTML string, susceptible to editing. At this stage of the project, a design team would have been useful, so our translation, "Povestea artei, Ghid de artă modernă", could be further

incorporated into a new logo for the localized website depending on the availability of a domain with this name.

The first translated elements were the strings corresponding to the menus, and they proved to be some of the most difficult ones. Due to format limitations, the size of the menus needed to remain constant, according to their function of always being accessible, irrespective of scrolling on the page. As a result, the first draft translation for the "Movements" menu, that of "Mișcări artistice" proved unusable, as the text was simply too long and overlapping in an inadequate manner:



Fig. 3 Inadequate translation

The solution ultimately chosen came in the form of a translation with a similar name of signs, which could fit the space and function according to the menu's purpose:



Fig. 4 Adequate translation

The title of the webpage represented a slight translation difficulty, due to its inclusion of the "performance artist" collocation. The Romanian equivalent for "performance arts" is relatively new, "artele spectacolului", and as we discovered during research, still questioned by certain translators on online forums, despite being used by universities offering courses in the field, as well as major newspapers. The difficulty resided in the distinct structure of the Romanian equivalent, which did not allow for its association with "artist". As a result, an adaptation was employed for the entire string, resulting in: "Pictor spaniol activ în sculptură, cinematografie, tipografie și artele spectacolului."

In this instance, despite the difference between the two working languages and their synthetic versus analytic nature which resulted in a much longer Romanian string, the extra number of signs did not prove disastrous for the function and format of the page.

A slight adaptation was also employed when translating the date of birth and that of death, as well as the adaptation of the date format:

Born: May 11, 1904 - Figueras, Catalonia, Spain
Died: January 23, 1989 - Figueras, Catalonia, Spain

Fig. 5 Date of birth and death

The nature of the Romanian language did not allow for the same degree of conciseness, and the resulting strings are clearly longer, but once more, the assigned space made the translation possible despite its length:

Data și locul nașterii: 11 mai 1904 - Figueras, Catalonia, Spania
Data și locul morții: 23 ianuarie 1989 - Figueras, Catalonia, Spania

Fig. 6 Localized dates of birth and death

The mixed media timeline depicting the painter's activity signalled another difficulty. While the text could be edited, the assigned space did not allow the lengthy Romanian translation.



Fig. 7 Time line

For a possible solution, we opted for the shortest, most concise string which would fit the space, in the form of the actual years:



Fig. 8 Localized timeline

1.4.2 Further examples of the localised product

Fig. 9 and Fig. 10 depict a drop-down section of the webpage. For its localization, HTML editing was used as well as image processing, since a small portion of the text was imbedded in the background. In terms of translation, the only difficulty encountered in this section was the term "pop art" which was kept as such following research.

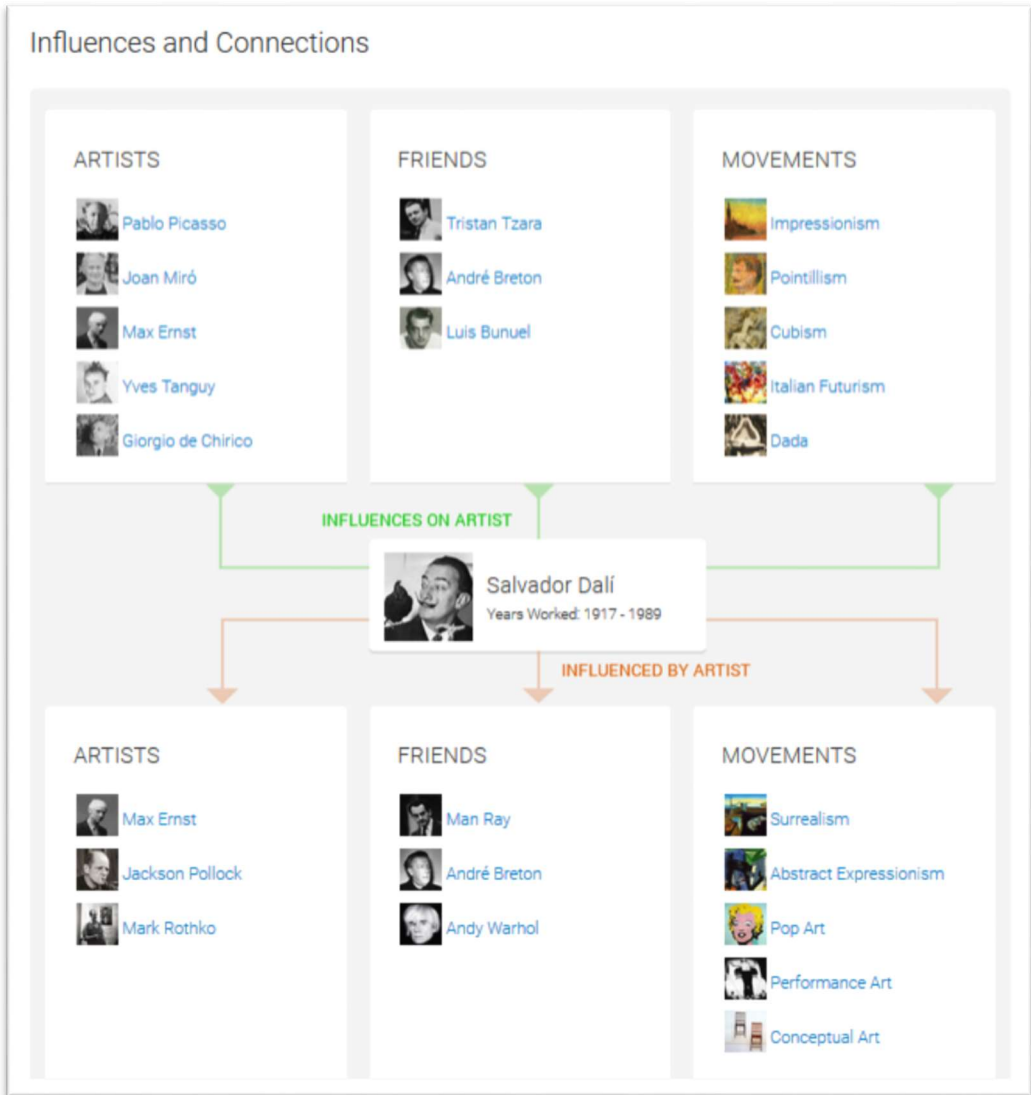


Fig. 9 Influences and connections

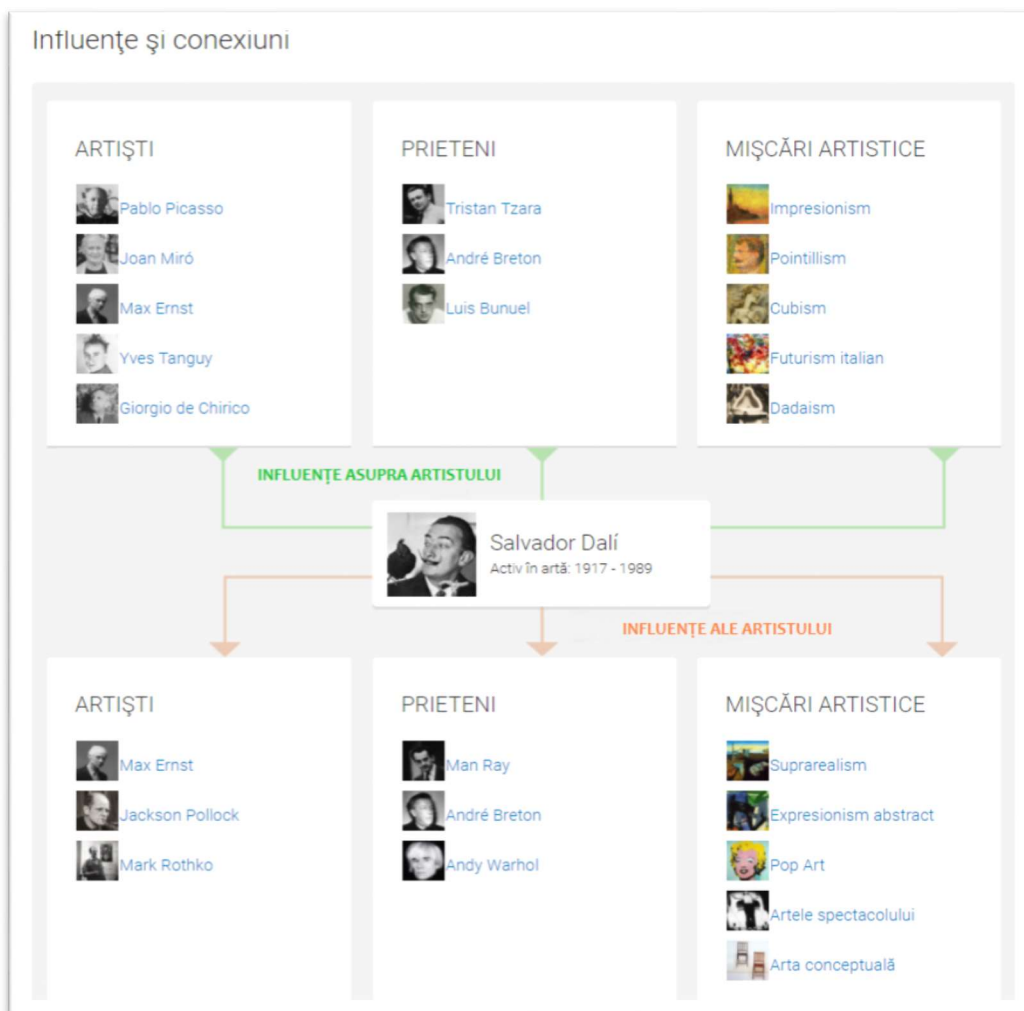


Fig. 10 Localized segment

Fig. 11 shows another element of the webpage, the “Most Important Art” section, while Fig. 12 presents its localized counterpart. In this instance, the lengthy Romanian translation did not hinder the localization process, as the section was equipped with a “Read more” link.

Most Important Art

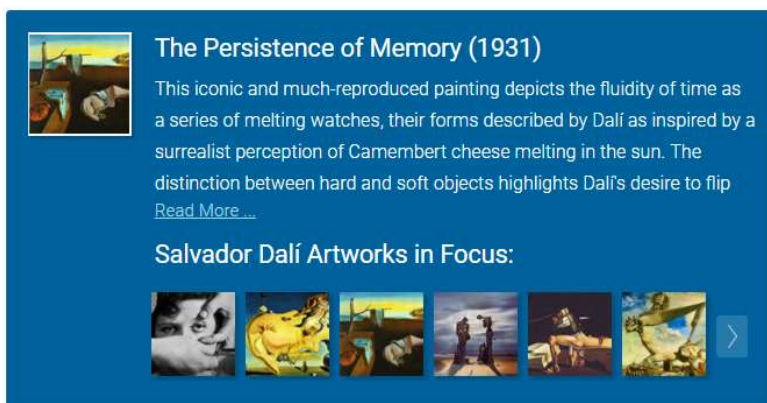


Fig. 11 Element to be localised

Lucrări notabile



Fig. 12 Localised element

Conclusion

The aim of this project was the adaptation of an English website to Romanian language and specificities, in simulated conditions. While certain obstacles could have been overcome with the help of a real team – programmers, technical engineers to manipulate the size of certain elements, which would of course be achievable in line with the client's needs; a design team to assist in the creation of a new logo incorporating the translated string corresponding to the website's name – the task was partially achievable, from a theoretical and practical point of view. Under non-simulated conditions, a greater emphasis

would have been put on aspects like the positioning of the menus, the way they function, the colours of the webpage and sharing links, all in line with the client's needs and based on studies into the Romanian market and the preferences of its internet users.

To conclude, it is this student's opinion that the interrelationship between translation and localization should continue to be explored in academic research and universities curricula, be it in theoretical or practical projects.

References

- Anastasiou, D., Schäler, R. (2010). "Translating Vital Information: Localisation, Internationalisation and Globalisation". In Dimitroulia, T., Grammenidis, S. & Nenopoulou, T., *Journal Synthèses, Traduction: médiation, négociation, communication*, revue annuelle (3), Department of French Language and Literature, Aristotle University of Thessaloniki, 11-25.
- Ardelean, C. (2014). *Localisation, The New Challenge for Translators*. București: Conpress.
- Institutul Național de Statistică. (2017). *Accesul populației la tehnologia informațiilor și comunicațiilor în anul 2017*. Retrieved from http://www.insse.ro/cms/sites/default/files/com_presa/com_pdf/tic_r2017.pdf.
- Sandrini, P. (2008). "Website Localization and Translation". *MuTra Journal. LSP Translation Scenarios. Selected Contributions to the EU Marie Curie Conference Vienna 2007* (2). Retrieved from <http://homepage.uibk.ac.at/~c61302/publik/localiz.pdf>.
- Yunker, J. (2003). *Beyond Borders: Web Globalization Strategies*. California: New Riders.

About the author:

Georgiana Andreea VLĂDUȘEL is a MA student of the Specialised Translation and Interpretation programme, the Technical University of Civil Engineering, Bucharest, Romania.

E-mail: andravladusel@gmail.com

STEREOTYPES - LABELS AND STAMPS

Andreea-Mădălina NICA

Abstract: This article aims to raise awareness of the notion of stereotyping both as a positive and a negative aspect of our daily lives, as it plays a key role in our cognitive process of perceiving other persons. Stereotypes have become a tool used for filtering information and have a huge impact on how we interact with each other. This judgemental issue is not new, it has been and will be perpetuated from generation to generation as it is deeply-rooted in our history. We have the tendency to think, directly or indirectly, and assume before we process all the information, we categorize and prejudge, we create our own image that suits our beliefs best and the worst part is that we do so unconsciously.

Keywords: *stereotypes, cultural labels, categorization, discrimination*

Introduction

According to Collins dictionary, a stereotype is a fixed general image or set of characteristics that a lot of people believe that represent a particular type of person or thing.

From my point of view, stereotypes are preconceived notions about groups of people, certain ideas that have become generalised and popular both at national and international level, but not only. Stereotypes can also be applied in small groups or according to gender, race, music preferences, religious beliefs, ethnicity or other categories. It can be a sort of tendency that people have voluntarily or involuntarily to categorize and underline the prominent characteristics they see in others.

In this article I would like to approach some sensitive aspects of our daily lives and to enunciate some principles of categorization with a focus on stereotyping, mindsets and perceptions/misperceptions.

1. About stereotypes and the categorization process

Stereotypes are unconscious shortcuts that we create about others, and the hard truth is that we all do it, with no exception. Even if we do not say it out loud, they come into our mind without knowing it. For example, when you hear the word "rock", what are the first things that pop up into your mind? And do not try to lie to yourself that you did not think about black clothes and leather jackets, men with beards and long hair, guitars and motorbikes, because there is at least one thing from all of the above that you thought about. I think that we can all agree that this a general image, and not all the rock fans dress in

black and have beards or long hair and not all the rock fans listen only to rock music. There is a correlation between how group members perceive the stereotypes of their own groups and how people from other groups perceive those same stereotypes.

The notion of categorization and stereotyping is not new, it represents an old habit that has been perpetuated from generation to generation, labels that were used since the dawn of times in order to describe and distinguish people. For instance, until the sexual revolution and second-wave of feminism in the late 1960s and 1970s women had to wear dresses as a symbol of femininity and, from my perspective, inequality as women were not seen as an equal to men for a long period of time. Women have been subject to discrimination since forever and even though the times have changed, gender inequality still exists in our society as this idea has been deeply-rooted in our history. Another largely discussed case of stereotyping regards the people of colour, which are still subject of racism and discrimination due to their history. Slavery gave rise to increasingly entrenched racist perspectives. While it is unlikely that racism caused slavery itself, undoubtedly the growth of racism grew from the time of the transatlantic slave trade. Racism is a belief that distinct human races exist and that one race is superior to another. This was used by Europeans and Americans to justify their enslavement of Africans. They maintained racist ideologies and tried to demonstrate that Africans were savage, uncivilised, mentally inferior, physically and culturally unevolved so they could justify treating them inhumanely. Discrimination based on skin colour resulted in the system we know as racism. Judging someone based on how much of a chemical they have in their skin is irrational, yet for thousands of years it created a system of oppression based on social and economic profit. When violent rhetoric is added to irrational prejudice, stereotypes can become justification for cruel treatment. These are just a few examples of history-based stereotypes that have turned into misperceptions that still have consequences on our nowadays world.

On the other hand, a stereotype is, by definition, "a widely held but fixed and oversimplified image or idea of a particular type of person or thing". (Stereotype, n. d.) Nowadays we seem to automatically assume stereotypes are bad things, but not all stereotypes are used to create a bad image. Psychologically, humans create these stereotypes so they can categorize and label people. The world is easier to understand when everything is sorted into separate groups. The process of stereotyping is not something we can erase from the human race, that would be impossible. Instead, we can look at it as

a filter, a tool that helps us to create a partial image, and as long as we do not take that image for granted and we do not use it in a negative way, this tendency to categorize others can be quite useful.

In some cases, we categorize because doing so provides us with information about the characteristics of people who belong to certain social groups (Lee, Jussim and McCauley, 1995).

A stereotype itself is simply a result of assumed societal norms. There are hundreds of beliefs today that are not applicable or true, yet still widely expressed. The issue with labels and stereotypes is that they are so fixed.

It has been argued that there is a slight of truth in most stereotypes and they can be used to create a positive impact or a negative impact, depending on which features we focus more. This truth may come in part from the roles that individuals play in society. For instance, the stereotypes (which are held by many people) that women are "nurturing" and that men are "dominant" may occur in part because, on average, men and women find themselves in different social roles within a culture (Eagly, Steffen, 1984). In most cultures, men are more likely to be in higher-status occupations, such as doctors and lawyers, whereas women are more likely to play the role of homemakers and child-care workers. In this sense, the stereotypes are at least partly true for many of the members of the social category, in terms of their actual behaviours. Because men are more likely to be leaders than women are, they may well be, on average, more dominant; and because women are more likely to take care of children, they may, on average, act in a more nurturing way than men do.

We sometimes categorize others not because it seems to provide more information about them but because we may not have the time (or the motivation) to do anything more thorough. Using our stereotypes to size up another person might simply make our life easier (Macrae, Bodenhausen, Milne and Jetten, 1994). According to this approach, thinking about other people in terms of their social category memberships is a functional way of dealing with the world—things are complicated, and we reduce complexity by relying on our stereotypes.

One problem is that social categorization distorts our perceptions such that we tend to exaggerate the differences between people from different social groups while at the same time perceiving members of groups (and particularly outgroups) as more similar to each other than they actually are. This overgeneralization makes it more likely that we will think about and treat all

members of a group the same way. Our stereotypes and prejudices are learned through many different processes. This multiplicity of causes is unfortunate because it makes stereotypes and prejudices even more likely to form and harder to change. For one, we learn our stereotypes in part through our communications with parents and peers and from the behaviours we see portrayed in the media.

Once they become established, stereotypes (like any other cognitive representation) tend to persevere. We begin to respond to members of stereotyped categories as if we already knew what they were like. Yaacov Trope and Eric Thompson (1997) found that individuals addressed fewer questions to members of categories about which they had strong stereotypes (as if they already knew what these people were like) and that the questions they did ask were likely to confirm the stereotypes they already had. In other cases, stereotypes are maintained because information that confirms our stereotypes is better remembered than information that disconfirms them. If we believe that women are bad drivers and we see a woman driving poorly, then we tend to remember it, but when we see a woman who drives particularly well, we tend to forget it. This is of course another example of the general principle of assimilation—we tend to perceive the world in ways that make it fit our existing beliefs more easily than we change our beliefs to fit the reality around us.

Stereotypes become difficult to change because they are so important to us—they become an integral and important part of our everyday lives in our culture. Stereotypes are frequently expressed on TV, in movies, and in chat rooms and blogs, and we learn a lot of our beliefs from these sources. Our friends also tend to hold beliefs similar to ours, and we talk about these beliefs when we get together with them. In short, stereotypes and prejudice are powerful largely because they are important social norms that are part of our culture.

Because they are so highly cognitively accessible, and because they seem so “right,” our stereotypes easily influence our judgments of and responses to those we have categorized. The social psychologist John Bargh once described stereotypes as “cognitive monsters” because their activation was so powerful and because the activated beliefs had such insidious influences on social judgment (Bargh, 1999).

2. Cultural stereotypes

Furthermore, I would like to emphasize the cultural stereotypes, which are, in fact, fixed impressions and generalised and exaggerated cultural features of people based on their origins, which may have little basis in fact, but is nevertheless perpetuated by persons unwilling to look more deeply into the matter. The following examples are based on studies and general opinions gathered from different publications and articles.

2.1 Asians

The main stereotypes for Asians are that they are extremely intelligent. In many cases this can be true, but there are many other cultures that have students that excel to the genius level also. They are perceived as the same because of their facial features, skin tone and slanted eyes. A majority of Asians do have slanted eyes, due to their environment. Their eyes slowly adapted to the cold climate and sunlight to protect themselves and I am pretty sure everyone thinks that all Asians have yellow skin, and you are not wrong, but you are not fully right either. The skin colour ranges from yellow tan to a dark brown depending on the region you live in. Also, they are labelled as dog eaters, fact that have been a controversy for years. Do Asians eat dogs? Well, the answer is yes and no. Dog meat was very common a while back; however, it is not as common now. Based on some Chinese Medicine theory, Asians claimed that dog meat helped calm the organs, lighten the body, strengthen the kidneys, warm the body, strengthen the body, remove any diseases, and aid blood. Whether this is true or not, dog meat was very popular when the Asians discovered this.

2.2 Arabs

There are a lot of misconceived images when we think about Arabs, but a widespread misconception is that they are all Muslims. While they constitute the majority of the population, a shocking fact would be that there are more Muslims outside the Arab world than in it. This misunderstood region is actually home to a variety of religions including Judaism and Christianity and an extensive amount of varied sects. They are also seen as billionaires, terrorists, belly dancers and it is believed that all the women are oppressed and forced to wear hijabs. It is true that many Arab countries are behind on the issue of women's rights but that does not mean that all women are oppressed. A vast number of women in the region are educated and successful. While some Arab women are forced to put on a Hijab, that number is decreasing with the rise

of education. People also tend to simplify the scarf until it boils down to either oppression or choice. Many, inside the Arab world and outside, do not understand that every scarf story is different and many societal, religious, and personal aspects go into each one. A majority of Muslim women, for example, put it on by choice, while others see it as a necessary cultural inheritance which they embrace and many may not even be Muslim but have a variation of the scarf in their own system of beliefs.

2.3 Russians

The general image about Russians depicts beautiful women, corruption, vodka and babushkas. Even though the myth about the Russian mafia inspired a lot of foreign action movies, out of more than 144 million people living in Russia, very few are in the mob, the majority are law abiding people with regular jobs and a normal life. Vodka, as one of Russia's national treasures, is indeed a very popular drink. However beer is just as popular – especially with the rise of craft beer culture, and only slightly more popular than wine. And, believe it or not, some Russians do not drink at all. And yes, Russian women are known as one of the most beautiful women in the world, but it is not a general rule as every country has its beauties.

2.4 Americans

Throughout the world, people who reside in countries other than the United States have formed opinions about Americans — some of which are misguided viewpoints and others which are somewhat accurate, to an extent. Most of people see Americans as rich, arrogant, materialistic, gun lovers, racists, obsessed with celebrities and the list can go on. They are, indeed, living in a powerful country that have had a huge success promoting movies, shows, celebrities and, because of this, people tend to create a wrong image about them. While it is true that racism is still an issue in American culture today, in part because it is deeply ingrained in United States history — the country as a whole is a very diverse nation, with pockets of racial tension here and there. But, there are plenty of Americans who do not see colour and who do not see racism as a serious problem in the US.

2.5 Hispanics and Latin-Americans

There are many different stereotypes that are portrayed against the Hispanic culture. When other cultures see a Hispanic person in America they automatically assume that they are there illegally. Among others, there are some prominent stereotypes used to define them: they eat only tacos and burritos, they do not pay taxes, they are mostly uneducated and perform

manual labour jobs, their economy is sustained by drugs, and they love to watch soap operas. These are just a few labels but, quoting the Mexican Foreign Minister Claudia Ruiz Massieu's interview for ABC News in her last visit to the United States: "In fact, Mexico has the second largest professional diaspora in the United States. We are talking about lawyers, we are talking about designers in Silicon Valley, we are talking about medical professionals and we are talking about Oscar winners." (Kimer, 2016). This data not only applies to Mexico, but also other Latin-American countries that contribute professional human capital to the American economy.

2.6 Europeans

Europe has always been full of stereotypes – and it is often fascinating or fun to see how the different preconceptions differ from one country to another. The French are said to be snobbish, world's greatest lovers that wear berets, the Brits well-mannered, sophisticated, with some alcohol problems, the Germans hard workers, car lovers, disciplined, stiff and humourless and the Italians that are pizza and pasta eaters, love fashion, good looking and chatterboxes. These – mostly false – stereotypes do not really teach us much about how Europeans are, but they do teach us about how they are perceived.

2.7 Romanians

Even though Romania is also a part of the European countries, I reserved a special place to enumerate some of the stereotypes about the Romanians that are commonly spread around the world and I will elaborate a little more this topic as it especially regards us. For many foreigners, Romania is the equivalent of a series of common misconceptions. The first common picture associated with Romania is considering the country as the land of vampires. There are no vampires in Transylvania. Also, there is nothing creepy about it and people living there do not have that funny accent you have heard in Hollywood films. Another common misperception is thinking that Romanians speak Russian. Romanian is however a Romance language. People were forced to learn Russian during communism but this was not the case since 1990. Than Europeans tend to think that all Romanians are Roma people. But Roma people make up only 2.5% of Romania's over 22 million people. A surprising number of people seem to think Romanians are the minority. Which is not to say that Roma are not Romanians. And last, a common stereotype is confusing Bucharest, Romania's capital city, with Budapest which is actually Hungary's. This is something that many people get wrong.

Also, it is worth to mention that the statement according to which Romania is a Balkan country is partially true. Geographically, the Balkan region starts south of the Danube and Romania is located on the north side of the river. Many information sources tend to include, however, Romania into the Balkan Peninsula. Even if geographically this is not accurate, in many cultural aspects Romania does feel like a Balkan country.

Romania is also known to be a country where everything is cheap. While the food is cheaper in Romania, especially the fresh organic ingredients, the utilities and gas prices are very similar to Central and Western Europe. We know for a fact that many foreign tourists come to Romania expecting a very low-budget vacation while enjoying all the comfort. It is hardly possible. Sure, you will spend only 10-15 Euros for an excellent lunch at a good restaurant, just don't expect the food price to be the overall indicator.

Conclusion

In a perfect world, we would not be influenced or affected by any of these assumptions. But our world is not perfect. We have no other choice than to make a conscious effort to fight our modern lingo and slang and earn our reputations the long way. Stereotyping is an unconscious process of our mind that we cannot stop, we can only try and make a difference by no longer using them to put tags on people and to judge through them. Every time we make a joke referencing a stereotype, it enforces it, not only in our mind but in the mind of our listeners. Of course, it does not seem like a big deal, but the only way we are going to rid our world of constantly finding stereotypical explanations is to stop using them.

Society has been socialized into a culture in which race and gender are salient, so we unfortunately make judgement based on them. Anyone can fall into the trap of ascribing superiority to ourselves at the expense of others.

I believe that we will be able to combat these detrimental stereotypes and unlearn these habits when we will admit that we are guilty of them.

References

- Bargh, J.A. (1999). "The cognitive monster: The case against the controllability of automatic stereotype effects". In S. Chaiken and Y. Trope (Eds.), *Dual-process theories in social psychology*. New York: Guilford Press, 361-382.
- Eagly, A. H. and Steffen, V. J. (1984). "Gender stereotypes stem from the distribution of women and men into social roles". *Journal of Personality and Social*

- Psychology*, (46) 4, 735-754. Retrieved from <http://gribouts.free.fr/psycho/menace%20du%20st%E9r%E9o/eagly-roles%20sociaux.pdf>.
- Lee, Y., Jussim, L. J., and McCauley, C. R. (1995). *Stereotype Accuracy: Toward Appreciating Group Differences*. Washington, DC: American Psychological Association.
- Macrae, N. J. et al. (1994). "Out of mind but back in sight: Stereotypes on the rebound". *Journal of Personality and Social Psychology*, (67) 5, 808-817. Retrieved from <http://psycnet.apa.org/buy/1995-09404-001>.
- Paul, A. M. (1998). Where Bias Begins: The Truth About Stereotypes. Retrieved from <https://www.psychologytoday.com/us/articles/199805/where-bias-begins-the-truth-about-stereotypes>.
- Revealing Histories. (n.d.). Legacies: stereotypes, racism and the civil rights movement. Retrieved 2018 from <http://revealinghistories.org.uk/legacies-stereotypes-racism-and-the-civil-rights-movement.html>.
- Stan. (2016). Seven Misconceptions or Stereotypes of Hispanic People. Retrieved from <http://www.totalengagementconsulting.com/blog/2016/08/misconceptions-stereotypes-hispanic-people/>.
- Stereotype. (n. d.). *Lexico.com*. Retrieved from <https://en.oxforddictionaries.com/definition/stereotype>.
- Trope, Y. and Thompson, E. (1997). Social Categorization and Stereotyping. Retrieved from <http://open.lib.umn.edu/socialpsychology/chapter/12-1-social-categorization-and-stereotyping/>.

About the author:

Andreea-Mădălina NICA is a MA student of the Specialised Translation and Interpretation programme, the Technical University of Civil Engineering, Bucharest, Romania.

E-mail: andreea.madalina.nica@gmail.com

THE CULTURAL ICEBERG AND OTHER CULTURAL MODELS

Anamaria SASU

Abstract: This paper aims to make a brief analysis of the popular existing cultural models in use. It starts by analysing the prerequisites of the very existence of a cultural model (why do people need models, what is culture), and continues by taking a closer look at existing ideas. The most popular model "on the market" is the cultural iceberg, which will be described and analysed in more detail. Other cultural models are also described. The final argument of the paper is that models of culture, like cultures themselves, are continually shifting and evolving. Evolution here is not understood as progress, but as change, according to the ever-changing environmental factors surrounding any given organism or culture.

Keywords: *culture, cultural models, cultural iceberg, metaphors*

Introduction

The human mind has always tried to make sense of its surrounding world. In early eras, people gave supernatural powers to inanimate objects, to explain such physical phenomena as thunder, rain, or rainbows. The more people evolved, the more complex their reasoning became. Now familiar with and widely accepting of scientific facts, we are tackling new issues and attempting to explain them in these new familiar terms. The prehistoric man may have never dreamed to asking himself what made him different from a member of a neighbouring tribe. They simply were different, since they perhaps spoke another language, wore different clothes and had different hunting techniques. Why it was so, was too abstract a question to ask. Usually these differences were explained through divine intervention and myths.

As said before, our rational modern mind will no longer rely on myths and legends (or will it?). It has been argued that we have created new myths and paradigms (Harari, 2014), and that we are now trying to describe and explain realities using these new myths, alongside technology.

This paper will attempt to have a very brief look at very complex issues: what is culture? How do we define it? How do we represent it? Why do we need to represent it? What are the most popular current representations of culture? A special attention will be paid to the cultural iceberg model, since it is by far the most popular in use.

1. Understanding culture

1.1 What is culture?

Culture, as a human-made “network of artificial instincts” (Harari, 2014: ch. 9, par. 1) is as immaterial as things come. It is an elaborate construct of ideas, beliefs, myths, customs, language, attitudes, etc. whose only purpose is to **differentiate** between groups of individuals. Culture is hardly ever seen as an absolute characteristic of humankind, but rather as an attribute of individuals, meant to satisfy the human need of belonging.

We are taught in school that there is culture – no capitals in this one, just the plain old mix of everything defining to the human mind – and Culture, the actual output of elites in various fields – music, literature, the fine arts. It is not this second instance that will be dealt with in this paper – the fine lines between High Culture and popular culture has been under debate for as long as art has existed, and its implications are rather philosophical, economic (and sometimes even political), than practical. But, as said before, this is an altogether different issue, not necessarily related to the field of cultural studies.

Simple culture, the one we are dealing with, is extremely complex. There are now 7.6 billion people in this world. Take any group of 2, 3 or more people. Each of them will have some personal characteristics. When together with another person from a similar background, chances are they will share some cultural characteristics. The more the group expands, the more common (and individual) characteristics will be added to define the particular culture of that group. Families, extended families, ethnic groups, nations, all have some characteristics setting them apart from others. In some cases, the difference between these groups is very small, in others, the cultures will be completely different. Some cultures will be “primitive” (without the component of advanced technology, like certain tribes in the Amazon), others will be “high-tech” (like the Japanese one, where everything tends to be conveniently automatic). An Amazonian would probably collapse under the added information needed to survive in Japan, while a Japanese would probably starve to death in a rural society.

Since culture is so varied and, moreover, constantly changing (“evolving” is a term I choose not to use) to include new elements and discard outdated ones for a particular society, is there a true definition of culture, one that could apply to entire humankind?

1.2 The need for metaphors

We like to believe that, as rational beings, we deal with facts and raw data, constantly extracting and processing information. Any psychologist would tell you, however, that humans never almost think rationally. All of our ideas, thoughts, and actions are filtered and shaped by the culture to which we belong. Moreover, psychology and psychoanalysis are grounded on the very idea that the human mind operates with symbols, as we each need to internalize and understand "reality" in familiar terms. As Zivanovic (2014) puts it, "metaphors enable us to use concrete, tangible and familiar phenomena in order to talk about more abstract concepts".

It is no surprise, therefore, that theoreticians have long attempted to find a simile for culture. What is the best object to compare it to? What could be more easily understandable by as many people as possible? Western culture, to which we relate, has been likened to many things, which will be further presented in the following chapter.

2. Defining culture through metaphors

2.1 The Cultural Iceberg

"The iceberg model of culture has been arrived at through the work of many theorists" (Penstone, 2011). As Penstone admits, there is no clear one person who has first thought of this model, although we may argue that the oldest work in this regard was that of Selfridge and Sokolik, in 1975. It was very closely followed by Hall (1976).

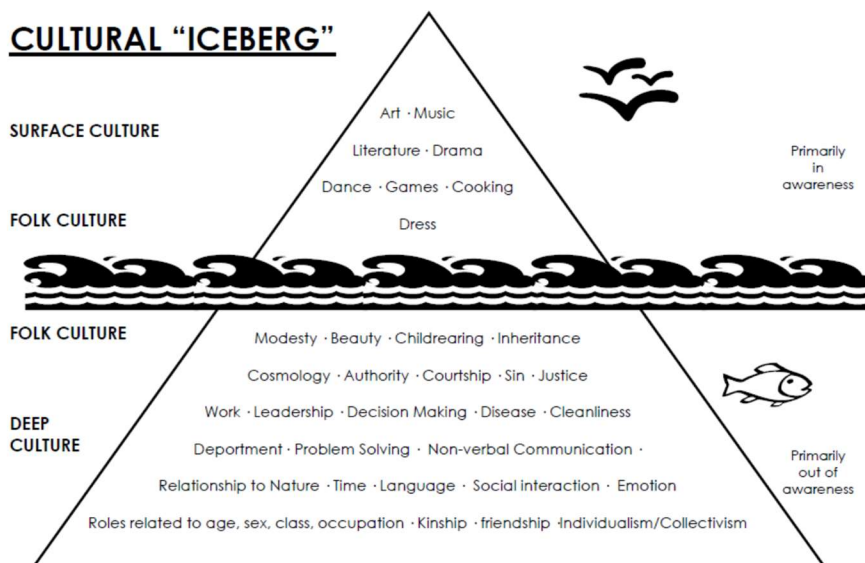
Regardless of its origin, the iceberg model of culture simply says that culture is like an iceberg. There is a small, visible part (approximately 10%), and a large, hidden, part, which actually helps it stay afloat and eventually drift away.

Why an iceberg? Icebergs have been known for millennia. They are actually large blocks of ice breaking away from the polar caps, due to various environmental factors. In a similar way, cultures break away from older (not necessarily bigger) versions of themselves, gaining new shapes and autonomy.

There are two important visual elements, easily recognizable in an iceberg: the top, what we see, is only a mere 10% of its total mass, and it was described by theoreticians as the sum of characteristics which people from other cultures can easily observe: food, music, arts, language, etc. This tends to be the most stable part of the entire establishment.

The profound, sunken part of the iceberg are the profound, not easily seen characteristics of a culture. These are the characteristics which are so numerous and so engrained that a foreigner may spend years discovering and learning. Children in a certain culture are raised in this set of societal norms, which become, in turn, their legacy to the future generations. These norms change, more rapidly than the defining, above-the-water ones. Take for instance the views on raising children in the western culture. Only a generation ago, smacking children was the rule. Children everywhere were beaten into submission, humiliated for the better good of learning these societal norms. Nowadays, only a handful of countries do not see smacking children a crime, and there are countries (like the Scandinavian ones), where any small sign of abuse towards children leads to their being remove from the care of their parents or legal guardians. Culture needs to be imposed and transmitted by other means, not force. This seems to be the fashion and trend of today's Western world. Where ancient generations had every interest to raise aggressive warriors, today's world wants benevolent, cheerful, sensitive, well-adapted humans. This is perhaps the natural trend of a civilisation which has seen an uncommonly long period of peace, and, yes, it is politically-driven.

One of the oldest representations of the cultural iceberg belongs to Weaver and Paige.



Adapted from Gary Weaver, in R.M. Paige, ed. *Cross-Cultural Orientation: New Conceptualizations and Applications* (Rowman & Littlefield, 1986).

Fig. 1 The iceberg model (Gary Weaver, R.M. Paige in Penstone: 2011)

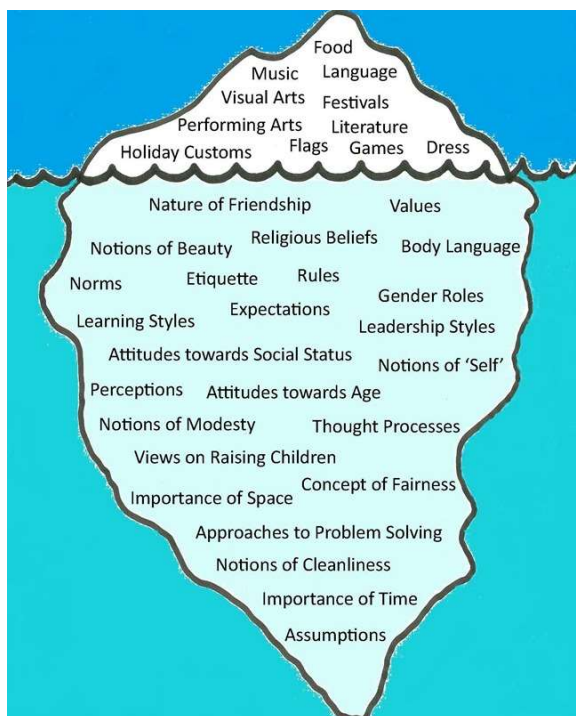


Fig. 2 The iceberg model (James Penstone, Creative Commons license)

Icebergs drift away on oceans, slowly melting away. Sometimes they encounter other icebergs and clashes occur. Other times they encounter poorly built ships and smash them to pieces. The idea is that the iceberg itself is rather passive. It has a track of its own, controlled by external factors (currents) and its fate is to slowly melt away and die.

We note that the similarity of cultures and icebergs has stopped somewhere along the way. Cultures assimilate, as well as discard information, while icebergs only discard water. Cultures can be active and have a clear direction (although this tends to happen where political force has gained control over all aspects of a society, dictating limits and trends, as in totalitarian regimes). Most generally, cultures slowly transform as people do, with greater inertia as there are more people, like a lazy caterpillar moving from one leaf to the next.

2.2 Culture as an onion

Another popular metaphor for culture is that of an onion. Culture is, therefore, constructed in layers, tightly wound one on top of the other. The outer layer is, again, the most visible part to the outside: arts, architecture, language, clothing. The following layer is made of heroes, next come the common rituals

and traditions (religion, marriage, social norms). At the core there are “the underlying values and cultural assumptions which influence all of the other layers” (Maclachlan: 2010)

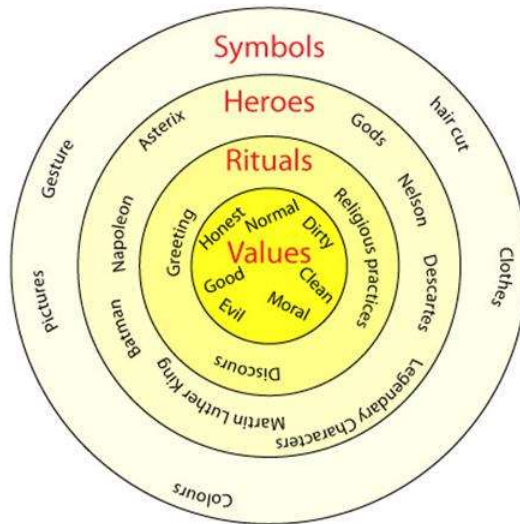


Fig. 3 The onion model (in Liege: 2009)

2.3 Culture as a tree

This view is more commonly used to define the culture of organizations. It is based on the assumption that everything above the ground is visible (and affected by) external factors, while the underground elements (the roots) are the core values keeping the entire structure upright.

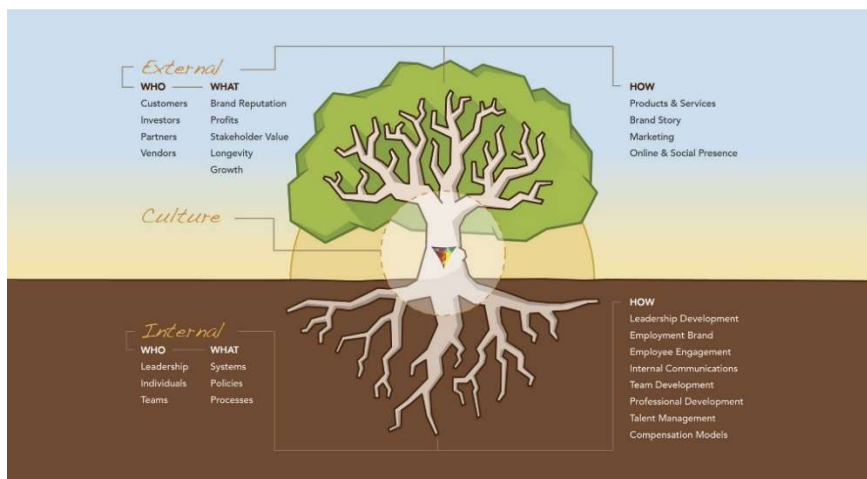


Fig. 3 The tree model (in Forstmann: 2017)

2.4 Culture as an organism

This biological metaphor says that culture is like a living organism – it survives only in relation to the exterior (which feeds it), but transforms and adapts all nutrients to its internal needs. It has a more or less complex internal structure, with clearly defined roles for each of its components. The problem with this view is that it represents culture as a closed structure, with precise inputs and outputs, whose constituents can never change functions.

2.5 Culture is chaos

This is a mathematical approach. It basically states that all elements of culture exist and interact, but in a mathematically unpredictable manner. Hence the similarity to chaos theory, which is summed up by Edward Lorenz's statement "Chaos: When the present determines the future, but the approximate present does not approximately determine the future." (Chaos Theory). This view is very popular among the rationalists, since it states that dynamical systems, as a whole, are highly sensitive to initial conditions (the butterfly effect). Any small variation in the input can lead to unsuspected, unpredictable shifts of the entire system.

2.6 Other cultural metaphors

Having come across many different definitions of culture and many culture-related metaphors, I only give a brief description of the most interesting ones encountered:

Force fields: invisible barriers keeping the elements of culture unified and powerful, rejecting minor changes and accepting changes of high impact which penetrate the field. "The metaphor implies that culture is beyond individual control or individual characteristics, a system that is dynamic, with actions and reactions, yet mysteriously orderly" (Beer, 2003).

Freezing and unfreezing: this metaphor is applied rather to the individual mind than to an entire culture, and happens when cultural differences challenge the ego. Mind is like a frozen capsule, which melts when submitted to certain conditions. It then processes (assimilating or discarding) the change, but this processing leaves behind traces. After this processing happens, the ego is frozen back, modified, in a similar state to the initial one.

Culture shock: this has been a very popular theory over the past decade, applied mostly to individuals being immersed in different cultures, to which they have to adapt. For any organism, being thrown in an unfamiliar environment is a literal shock, and the body has to adapt or die. In a similar

manner, the individual submerged in a culture that is different to his/her own will have problems adapting (and, ultimately, surviving).

The fish out of water: similar to culture shock, it describes the individual feeling safe and happy in his/her bowl/pond/lake, and utterly confused when thrown in a different body of water, with unfamiliar nutrients, plants and other fish. Again, the fish will adapt, go back to his/her own body of water, or die.

Culture as software: a very modern metaphor, where the brain is seen as the CPU (nature, hardwiring), and the mind's culture is the software. It states that any individual will process information according to his/her internal set of processing instructions, programmed by the originating culture. People with similar software (coming from the same culture) will have the same set of values and processing instructions and will therefore think alike.

Conclusions

As we have seen, people have attempted to describe the complex, abstract notion of culture by notions that are closer to their own understanding and thinking patterns. These similes may be derived from nature (iceberg, trees, onions), biology (fish, organisms in general), mathematics (chaos theory), physics (force fields), technology (software).

It is very likely that these models will all be further examined and possibly discarded in favour of new, more relevant ones. Their relevance is again a matter of cultural compatibility with the audience. The moment they stop being culturally relevant (perhaps the young 100 years from now will no longer know what an onion actually looks like), they will be discarded and replaced.

References

- Beer, J. (2003). A picture is worth a thousand words..... Metaphors for "Culture". Retrieved from <http://www.culture-at-work.com/concept2.html>.
- Chaos Theory. (n.d.). Retrieved from <http://clearlyexplained.com/chaos-theory/index.html>.
- Connors, S. (n.d.). The Problem with The Cultural Iceberg Metaphor. Retrieved from <http://www.escapeartist.com/blog/the-problem-with-the-cultural-iceberg-metaphor/>.
- Forstmann, S. (2017). The Dynamics of Organizational Culture. Retrieved from <https://www.culturetalk.com/2017/01/dynamics-of-organizational-culture-infographic/>.
- Harari, Y. (2014). *Sapiens: A Brief History of Humankind*. HarperCollins. [Kindle version].

- Larousse. Dicționar de psihanaliză.* (1997). București: Univers enciclopedic.
- Liege, S. (2009). Cross-cultural business: who am I really dealing with? Retrieved from <http://blog.sylvainliege.com/tag/culture-layers/>.
- Maclachlan, M. (2010). The Onion Model of Culture. Retrieved from <https://www.communicaid.com/cross-cultural-training/blog/the-onion-model-of-culture/>.
- Penstone, J. (2011). The Iceberg Model of Culture. Retrieved from <http://interculturalism.blogspot.ro/2011/03/iceberg-model-of-culture.html?m=1>.
- Penstone, J. (2011). Visualising the Iceberg Model of Culture. Retrieved from <http://opengecko.com/interculturalism/visualising-the-iceberg-model-of-culture/>.
- Zivanovic, D. (2014). Is culture like an onion, an iceberg, or some kind of computer software? Retrieved from <https://woca.afs.org/afs-announcements/b/icl-blog/posts/is-culture-like-an-onion-an-iceberg-or-some-kind-of-computer-software>.

About the author:

Anamaria SASU is a MA student of the Specialised Translation and Interpretation programme, the Technical University of Civil Engineering, Bucharest, Romania

E-mail: anamaria.parfeni@gmail.com

CONSIDÉRATIONS SUR LE CHANGEMENT DE FORMULE RÉDACTIONNELLE CHEZ *SCIENCE & VIE*

(CONSIDERATIONS ON THE CHANGES OF THE *SCIENCE & VIE* FORMULA)

Mălina GURGU

Abstract: This article aims at analysing the changings in the formula operated by the French popular science magazine *Science & Vie* in 1998 and in 2014. Using Yves Agnès' recommendations about formula changings in his *Manuel de journalisme* (2008), we will take into consideration three elements: the cover, the introductory article/the foreword and the summary. Considering the long existence of the magazine (over a hundred years), we will observe how radical the changes really are and how the publication deals with the need to affirm both its traditions and the drive to modernity.

Keywords: *magazine formula, formula changing, popular science, Science & Vie, comparative analysis*

Puisque tout change, nous aussi ! Nous y pensions depuis un bon moment. Pour rendre compte des multiples raisons qui nous poussent à nous passionner pour la science, pour ses méthodes, ses progrès, ses réalisations et la hauteur de vue à laquelle elle nous invite, nous avons imaginé de nouvelles rubriques et un nouveau « chemin de fer ». [...] Bonne lecture. (Science & Vie, no. 1160, Avant-propos)

Introduction

En mai 2014, dans le numéro 1160, la revue de vulgarisation scientifique *Science & Vie* annonce une nouvelle formule, justifiée dans l'« Avant-propos » par des arguments tenant de la passion que les membres de la rédaction nourrissent pour la science, par la tendance générale au changement¹ et par le souci de présenter aux lecteurs une maquette ayant gagné en clarté et en facilité de lecture, tout en offrant plus de plaisir et plus d'intérêt :

Puisque tout change, nous aussi ! Nous y pensions depuis un bon moment. Pour rendre compte des multiples raisons qui nous poussent à nous passionner pour la science, pour ses méthodes, ses progrès, ses réalisations et la hauteur de vue à laquelle elle nous invite, nous avons imaginé de nouvelles rubriques et un nouveau « chemin de

¹ Voir également l'extrait mis en exergue du présent article.

fer ». Actualités des sciences, Science & société, Science & découvertes, Sciences & techniques, Science & futur, Science & culture : tels sont les nouveaux rendez-vous auxquels nous vous convions désormais chaque mois. Servis par une maquette que nous avons voulue plus claire et davantage d'infographies explicatives, nous espérons que vous éprouverez davantage de plaisir et d'intérêt à nous lire chaque mois.

Sans mettre aucunement en doute la véracité des dires de la rédaction, nous ne pouvons ne pas prendre en considération qu'il s'agit également d'un tournant, tels que cette publication a su si bien faire le long de son respectable existence de plus de cent ans, pour ne pas s'écarter de l'esprit de son temps et assurer ainsi sa survie.

Sans cette capacité exceptionnelle d'adaptation aux exigences de ses différents publics, qu'elle a réussi satisfaire et donc fidéliser, *Science & Vie* n'aurait certainement pas pu accompagner de façon presque continue ses lecteurs (*Science & Vie*, s. d.). Parmi les stratégies employées couramment, le changement de formule périodiquement opéré par la rédaction permet un renouveau censé renforcer la base de lecteurs fidèles, faire revenir ceux qui auraient pu abandonner la publication à cause de son éventuel manque de séduction (Agnès, 2008 : 335). Résultat d'une véritable alchimie (Agnès, 2008 : 373) entre le contact avec les lecteurs, les études menées pour étudier tant l'impact que les opinions et les souhaits des lecteurs (Charon, 2008 : 27-30), le courage des responsables et le talent du directeur artistique (pour ne reproduire que de façon très simplifiée le processus exposé par Agnès, 2008), le changement de formule a fait ses preuves le long de l'histoire du journalisme (par exemple, voir l'analyse de Guy Mettan concernant le changement de formule chez la *Tribune de Genève*, 1993) et c'est assurément l'un de éléments qui explique la belle carrière de la revue dont nous discutons à présent.

Pour le présent article nous avons décidé de faire une brève analyse comparative du changement de formule produit en 2014 et d'un autre opéré par la rédaction en août 1998, à l'occasion de la sortie du numéro 971. Nous estimons intéressant de déceler quels sont les éléments de nouveau qu'apportent les formules proposées aux lecteurs, non seulement de la perspective de l'évolution de la revue en concordance avec les goûts et les préférences du public, mais également en tenant compte du devoir de mémoire et de tradition que la rédaction se doit de respecter, ce qui se traduit par l'obligation de garder certains éléments comme faisant partie de l'ADN de cette publication centenaire. Comme une étude approfondie se prêterait pour

une publication d'autre taille que le présent journal scientifique, nous nous arrêterons sur trois éléments que le lecteur lambda aurait sous les yeux à un premier contact avec l'objet physique : la couverture, l'article introductif / l'avant-propos et le sommaire.

1. « Alchimie de la formule » (Agnès, 2008 : 373)

Définie par Yves Agnès comme « conception rédactionnelle et visuelle d'une publication » (Agnès, 2008 : 451), la formule rédactionnelle englobe dans cette lexie succincte l'expression tant de contenu que graphique de la vision de ses journalistes sur la publication, d'un côté et sur les aspects de la société que celle-ci traite, de l'autre. Par conséquent, un changement de formule devrait supposer la suppression de certains éléments éditoriaux et l'apparition de nouveaux autres, des différences dans l'organisation visuelle de l'information, des changements de graphisme, etc.

Un journal doit se rénover périodiquement. Attendre que la diffusion décline pour se poser des questions risque de coûter cher. La société évolue, les lecteurs évoluent, l'environnement médiatique évolue. Et ce n'est pas seulement une affaire de look ! Bien des quotidiens et une foule de périodiques ont souffert ou sont morts de s'être reposés sur leurs lauriers, d'avoir cru que leur « offre rédactionnelle », bonne à un moment donné, le resterait sans bouger. Cette adaptation peut se faire à petites doses, quasi en permanence, en créant telle rubrique, en modifiant telle page... C'est une bonne façon de faire car les lecteurs ont leurs habitudes. Mais il est essentiel, à certains moments, de faire une vraie rénovation, fond et forme. Tous les journaux l'ont aujourd'hui compris. (Agnès, 2008 : 373)

Voici ce que notait Yves Agnès dans la deuxième édition de son *Manuel de journalisme* au début du chapitre consacré au changement de formule d'une publication. Il en ressort clairement la nécessité d'un changement radical que les rédactions se doivent de préparer régulièrement ; le quotidien pris en guise d'exemple cataphorique au même début de chapitre, le *Sud-Ouest*, a, par exemple, fait durer la nouvelle formule presque vingt ans.

En ce qui suit nous allons nous arrêter sur ce que le même auteur conseille d'être les principaux points d'appui du projet rédactionnel visant le changement de formule.

Le premier est, bien entendu, l'**idée directrice** autour de laquelle s'organise l'entière publication. On peut avoir affaire à des publications dédiées à la

consommation, à la vie mondaine, à l'actualité politique, de société, etc., aux informations pratiques ou de proximité... Ceci se retrouve entièrement dans l'identité du journal et constitue le repère principal pour les choix de contenu et de forme, tout comme dans ce qu'Agnès appelle « la fonction d'utilité » d'une publication (Agnès, 2008 : 382).

En deuxième lieu, il faut prendre en considération trois constantes (Agnès, 2008 : 383), essentielles dans le rapport avec le lectorat :

- la **richesse informative**, en d'autres mots le degré de diversité des contenus proposés ;
- le **plaisir de la lecture**, assuré à travers les sujets traités et l'angle sous lesquels ils sont présentés, les illustrations et l'organisation des pages ;
- la **lecture à plusieurs vitesses**, rendue possible par la présence d'articles de différentes longueurs, « pour la lecture rapide et pour la lecture profonde » (Agnès, 2008 : 383).

Un autre élément fondamental qui, malgré un bon traitement des deux premiers, peut faire basculer les préférences du public en faveur ou en défaveur de la publication, est l'organisation des rubriques et des pages, en d'autres mots son **architecture**. Il s'agit de la division en grandes parties, en rubriques, du « déroulement » de la publication, dont on doit décider avec les lignes directrices suivantes :

- la **fidélité aux objectifs**, qui doivent ressortir clairement de l'architecture ;
- la **clarté** des rubriques, qu'il faut pouvoir comprendre tout de suite ;
- le **sens**, avec l'impératif de précision entre les thèmes traités et les genres utilisés ;
- la **précision** du contenu des rubriques ;
- la **simplicité** en ce qui concerne le regroupement des parties similaires, le nombre des parties composantes (Agnès, 2008 : 382-383)

En quatrième lieu, Agnès (2008 : 383) identifie comme repère du processus de changement de formule ce qu'il appelle les « **traitements rédactionnels** », par exemple : le dossier central, brèves, interviews, reportages, informations pratiques. Les genres ne sont pas le seul aspect que la rédaction doit prendre en considération, il faut également faire des choix concernant la longueur et donc le nombre d'articles, l'emplacement de chaque élément, etc.

Enfin, après les décisions prises en relation avec tous les éléments précédents, il ne reste que la construction du **chemin de fer**, qui est « la concrétisation du projet 'architecture-contenus' » ou « le déroulement, page par page, du [...] journal » (Agnès, 2008 : 383).

En ce qui suit, nous présenterons notre analyse des deux changements de formule choisis pour *Science & Vie*, présents dans les numéros 971 et 1160.

2. Couverture

Dans le chapitre 19, dédié à l'analyse du changement de formule que les publications doivent opérer de façon périodique, Yves Agnès commentait en marge de deux images montrant en « Avant » et un « Après » du quotidien national français « Le Figaro » :

La modification d'une formule doit se ressentir dès la « prise en mains » du journal par le lecteur. Ce n'est plus exactement – ou plus du tout – le même « produit » : des changements ont affecté l'architecture, l'approche des sujets et leur traitement, la mise en pages... (Agnès, 2008 : 380)

Si les exemples fournis par Agnès dans son *Manuel...* proviennent exclusivement de journaux en situation de besoin de changement de la nature décrite par la citation précédente, nous constatons que le cas de la revue *Science & Vie* n'est pas tout à fait le même. Nous l'avons mentionné dans la partie introductive du présent article, cette publication est une institution centenaire de la vulgarisation scientifique dans l'espace francophone européen (avec un public qui s'étend au-delà des frontières des trois pays européens de langue française : la France, la Belgique et la Suisse), avec une identité et un ADN qu'on doit manier avec prudence, de façon à conserver le « noyau dur » de son public. Tout ceci, bien évidemment, tout en étant réceptif aux changements de graphisme, d'architecture que ce même public est susceptible d'observer dans d'autres publications concurrentes ou non, aux changements de comportement des lecteurs, etc.

L'analyse comparative des couvertures avant et après les deux changements de formule nous montre que le « saut » le plus dramatique a été effectué en 1998, par le choix d'un nouveau logotype pour le titre du journal. L'on remarque également la diminution de quatre à une des photos en vignette, superposées sur la photo principale de la couverture, renvoyant à des articles du numéro respectif et remplissant le rôle de captation de l'attention des lecteurs. En outre, notons la mise en avant de figures d'autorité scientifique

(pour les numéros présentés ci-dessous le professeur Yves Coppens et l'astrophysicien Jean-Pierre Luminet), avec photo et le thème de l'interview accordé à la rédaction.



No 968



No 969

Fig. 1 Deux couvertures avant le changement de formule, 1998



No 971



No 972

Fig. 2 Deux couvertures après le changement de formule, 1998

En ce qui concerne l'année 2014, on remarque deux nouveaux éléments : le premier, situé dans la partie supérieure de la couverture, au-dessus du titre, est constitué de deux lignes de mots-clés renvoyant à des thèmes traités dans le numéro et le deuxième est un signe plus qui attire l'attention sur un,

maximum trois thèmes traités dans des articles, que la rédaction met en avant à des fins de captation de l'attention du public.



No 1158



No 1159

Fig. 3 Deux couvertures avant le changement de formule, 2014



No 1160



No 1164

Fig. 4 Deux couvertures après le changement de formule, 2014

Pour ce qui est des différences entre les numéros de l'année 1998 et ceux de l'année 2014, l'on remarque aisément l'épuration opérée le long des années : la couverture ne présente que rarement des images en vignette superposées sur l'image principale, il y a plus de retenue dans les choix chromatiques (le nombre de couleurs est moindre qu'avant) et une préférence pour le texte blanc sur des couleurs sombres (neuf couvertures sur les douze de l'année

2014). En plus, les titres présents en captation apparaissent dans les mêmes couleurs que le titre du grand dossier du numéro, ce qui contribue à une cohérence chromatique supérieure aux numéros des années '90.

3. Article(s) introductif(s)

Dans la dernière décennie du siècle passé, l'introduction des numéros de *Science é Vie* était faite par un article surtitré « l'événement » et signé « S & V ». Cet article traite, comme son surtitre l'indique, un événement scientifique que la rédaction considère notable ou un événement de société en directe liaison avec le monde scientifique : par exemple, la législation européenne sur la protection par brevet de la découverte des nouveaux gènes (no 931), les enjeux du clonage suite à la naissance de Dolly (no 955), l'accident du vol TWA 800 de juillet 1996 (no 956), l'arrivée de la mission Mars Pathfinder sur Mars en juillet 1997 (no 958), le sommet de la Terre de Rio de Janeiro (no 959), l'annonce que l'homme de Neandertal ne fait pas partie de l'espèce *Homo sapiens* (no 960), les effets de la trithérapie contre le virus du sida (no 962), le rôle de l'analyse ADN dans une enquête judiciaire contre un tueur parisien (no 968), l'effet de serre et les enjeux de la politique mondiale (no 969), la fraude scientifique en France (no 972), etc. Une analyse rapide de ces textes n'a pas décelé des différences notables entre le traitement de l'information et celui réservé aux autres éléments composants des numéros en cause. La conclusion que nous en tirons est que la décision du thème abordé dans « l'événement » a été dirigée par le positionnement dans un rapport entre la science et la société, les faits abordés se retrouvant, pour la plupart, également dans les pages de la presse généraliste. Précisons également que les numéros suivant le changement de formule de 1998 reprennent la stratégie décrite ci-dessus.

En revanche, pour le premier de la nouvelle formule, 971 de 1998, la revue bénéficie de l'intervention de son rédacteur en chef, Jean-René Germain, dont la photo et la signature viennent à l'appui d'un texte qui trace dès le titre l'idée directrice de la publication : offrir au public du savoir, mais d'une façon agréable : « Le plaisir du savoir » (Germain, 1998 : 1). Le journaliste détaille les éléments de nouveauté que les lecteurs retrouveront désormais : d'abord, le nouveau logo, « plus moderne et facilement identifiable » (Germain, 1998 : 1), la maquette censée rendre le contenu plus lisible. La plupart de l'article de Germain est toutefois consacrée aux explications liées au contenu. D'un côté, il ne manque pas de mentionner le passé, presque centenaire à l'époque, de la revue et des figures illustres considérés comme repères : Paul Dupuy, le

fondateur, et Jules Verne, qui a inspiré l'introduction dans la nouvelle formule d'un « un article de science-fiction, dans lequel nous nous risquons à l'anticipation - mais sur des bases strictement scientifiques » (Germain, 1998 : 1). D'un autre côté, le rédacteur-en-chef s'arrête sur les thèmes que la publication traitera pour « être plus que jamais à la pointe du progrès et en phase avec un monde en mouvement, où la science est une donnée essentielle – et peut-être l'une des dernières des valeurs sûres » (Germain, 1998 : 1) : le multimédia – aspects scientifiques, culturels et pratiques, les savoirs fondamentaux, présentés sous forme d'encyclopédie en dix-sept épisodes. En guise de conclusion, Germain achève son article en garantissant que le résultat du travail de l'équipe rédactionnelle sera « passionnant » et que le plaisir de savoir du lecteur sera « plus intense ». Nous remarquons l'utilisation d'adjectifs qualificatifs de la sphère sémantique du plaisir dans cette opération de séduction – un texte de pratiquement 300 mots dans lequel l'auteur s'adresse directement au public (« votre revue », « nous vous proposons », « nous vous raconterons l'histoire », etc.) en lui faisant miroiter une tradition solide et un avenir prometteur.

Pour ce qui est de l'année 2014, la formule rédactionnelle des numéros du début de l'année, nous observons une évolution de stratégie. D'abord, l'article introductif ne porte plus le surtitre « l'événement », mais « Avant-propos », car le thème traité coïncide avec celui du grand dossier du numéro respectif : par exemple, l'activité solaire (no 1150, grand dossier intitulé « Soleil, ses 5 mystères »), la vie dans les profondeurs de la Terre (no 1151, grand dossier intitulé « De la vie au cœur de la Terre »), l'évolution de la physique (no 1152, grand dossier intitulé « Un nouvelle physique va naître »), les capacités de l'esprit de contrôler les manifestations somatiques négatives (no 1153, grand dossier intitulé « Guérir par la pensée »), les expériences en réalité augmentée (no 1154, grand dossier intitulé « Voir plus ? »), la spécialisation du cerveau en fonction du métier (no 1155, grand dossier intitulé « À chaque métier son cerveau »), l'augmentation du nombre de cas de myopie dans le monde contemporain (no 1156, grand dossier intitulé « Vision, les nouveaux miracles de la médecine »), la probabilité de la vie extraterrestre (no 1157, grand dossier intitulé « Voie Lactée, 9 milliards de planètes habitables »), la méfiance envers le contenu de nos assiettes (no 1158, grand dossier intitulé « Enquête sur les nouveaux interdits alimentaires »). À partir du numéro 1159, qui précède le changement de formule de l'année 2014, l'« Avant-propos » peut se voir très souvent constitué de deux ou plusieurs articles de taille plus réduite et anticipant des thèmes traités dans des articles outre le grand dossier. Par

exemple, les espèces qui ont précédé Homo sapiens et les inquiétudes provoquées par un hiver marqué par de phénomènes météorologiques extrêmes (no 1159, grand dossier intitulé « Sapiens n’a rien inventé »), ou bien les cauchemars, le riz doré et une dixième planète de notre système solaire (no 1162, grand dossier intitulé « Cauchemars enfin expliqués ! »).

Tel est le cas du numéro 1160 du changement de formule de l’année 2014, où l’on constate d’emblée que le nombre de mots consacré au message le concernant est de 125, presque trois fois moins qu’en 1998. En plus, la figure d’autorité amenée à marquer le renouveau est absente, le texte n’est pas signé et est écrit au nom de toute l’équipe. Par ailleurs, les références au passé et à des précurseurs célèbres n’y trouvent plus leur lieu, c’est une affaire entre les journalistes et les lecteurs. Les premiers expriment leur passion pour la science et pour ses avancées et convient les derniers à un festin du savoir, à un rendez-vous présenté plutôt sous un angle tenant de l’appréciation subjective que de froides considérations extérieures. À la différence du numéro 971, la liste des changements dans le rubriquage est plus complète et l’on retrouve aussi la promesse de plus de clarté par le biais d’un nombre supérieur d’infographies. Si en 1998 la justification du changement de formule résidait dans le progrès de la science, comme une marche immuable vers un idéal, en 2014 l’argument est, de façon surprenante, de type *ad populum* : « Puisque tout change, nous aussi ! » (no 1160 : 5) - à chacun de construire sa propre interprétation. La fin de l’article est également différente, puisqu’il ne s’agit plus du plaisir procuré par le savoir, mais du plaisir procuré par la lecture de la revue. Aucun mot sur le besoin ou le plaisir de savoir du lecteur, ce qui est manifestement mis en avant est le contact agréable avec le contenu proposé.



No 971



No 1160

Fig. 5 Les deux articles introductifs, 1998 et 2014

4. Sommaire

Dans un article consacré à l'étude de l'utilisation de l'hyperstructure dans la revue *Science & Vie* (Gurgu, 2015), nous avons fourni le détail des différences entre le sommaire de la publication avant et après le changement de structure. Sans reprendre ce que nous y avons déjà exposé, rappelons que le nombre de rubriques a augmenté de 3 à 7, tout en gardant la variété thématique spécifique (Gurgu, 2015 : 77-78). Notre conclusion a été à l'époque que la stratégie de la rédaction avait été de favoriser nettement l'éclatement de l'information par l'utilisation plus importante d'hyperstructures favorisant le papillonnage d'un sujet à l'autre, comportement mentionné par Mouriquand (2011 : 24, 34). Il faut néanmoins préciser que l'on retrouve un élément de conservation de l'ancienne formule, puisqu'une observation attentive du sous-rubriquage nous dévoile des éléments identiques : on rapporte les actualités des laboratoires, du monde de la technologie, on fait part de découvertes, on fait toujours des technofolies et l'on regarde encore le ciel du mois, sans oublier les « Questions/Réponses ». Le graphisme du sommaire présente des différences, sans que nous puissions constater une plus grande aisance à repérer les éléments composants apportés par la nouvelle formule.

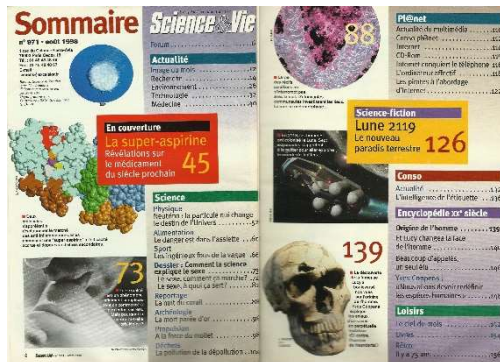
L'analyse du sommaire de la revue avant et après le changement du 1998 nous dévoile des différences moins spectaculaires. Ainsi, l'on est passé de 7 à 8 rubriques, le changement du critère de regroupement étant le plus évident, malgré des éléments conservés : « En couverture », « Actualité ». Ainsi, avant le changement on proposait aux lecteurs : « Actualité », « Cahier photos », « Enquête », « En couverture », « Histoires », « Dossier » et « Futurs », tandis que la nouvelle formule présente les rubriques : « Actualité », « En couverture », « Science », « Pl@net », « Science-fiction », « Conso », « Encyclopédie XXe siècle » et « Loisirs ». La présentation graphique du sommaire est différente par les couleurs distinctes de chaque rubrique, par la mise en avant visuelle de « En couverture » et de « Science-fiction », sans doute considérées comme les plus intéressantes pour les lecteurs. Enfin, l'étendue a doublé, le sommaire et les photos et leurs légendes à rôle cataphorique occupant deux pages, alors qu'avant le changement de formule la séparation était nette : le sommaire occupait une page et les photos cataphoriques légendées se voyaient reléguées sur la page suivante. Notre impression personnelle concernant le nouveau graphisme n'est pas tout à fait favorable aux choix de la rédaction, nous n'estimons pas plus facile de s'orienter et de mieux trouver les rubriques à partir du numéro 971. Sans doute

cela est-il aussi dû à la « sobriété » plus accrue des graphismes après les années 2010, auxquelles nous sommes habitués.



No 969

Fig. 6 Sommaire avant le changement de formule, 1998



No 971

Fig. 7 Sommaire après le changement de formule, 1998



No 1158

Fig. 8 Sommaire avant le changement de formule, 2014



No 1160

Fig. 9 Sommaire après le changement de formule, 2014

Conclusion

L'analyse des deux changements de formule rédactionnelle opérés par la rédaction de la revue *Science & Vie* en 1998 et 2014 nous a permis de confirmer, en tout cas partiellement, notre hypothèse de départ. Ainsi, nous avons anticipé une stratégie se voulant dirigée vers le futur mais tenant compte des modèles d'autorités du passé, étant donné l'exceptionnelle longévité de la publication. Ceci s'est avéré plus évident en 1998, où la tendance pédagogue peut encore être décelée, tandis que nous avons

constaté en 2014 un partenariat privilégié que la rédaction construit avec le public, où le plaisir et la passion pour la science restent prioritaires, l'intention pédagogique étant laissée en sous-texte. L'espoir de créer du plaisir au contact du contenu, exprimé par les journalistes en 2014, est bel et bien pour nous un signe d'adaptation de la publication à l'époque de l'infotainment et une réponse à l'environnement très concurrentiel des média et des supports de transmission de l'information.

Bibliographie

- Agnès, Y. (2008). *Manuel de journalisme*. Paris : La Découverte.
- Charon, J.-M. (2008). *La presse magazine*. Paris : La Découverte.
- Germain, J.-R. (1998). « Le plaisir de savoir ». *Science & Vie*, 971, 1.
- Gurgu, M. (2015). « Utilisation de l'hyperstructure dans le magazine *Science & Vie*. Une analyse quantitative ». *Buletinul Științific al Universității Tehnice de Construcții București. Seria: Limbi Străine și Comunicare*, (VIII) 1, 72-88.
- Mouriquand, J. (2011). *L'écriture journalistique*. Paris : Presses universitaires de France.
- Science & Vie. (s. d.) « Qui sommes-nous? ». [en ligne]. Disponible à l'adresse <https://www.science-et-vie.com/qui-sommes-nous>. Consulté le 14 avril 2015.

About the author

Mălina GURGU is an Assistant Lecturer of French translation and linguistics, Technical University of Civil Engineering Bucharest.

E-mail: malina.gurgu@utcb.ro

